Paris im Beichtstuhl.

Von

Louis Rogeard.

Deutsche Original-Ausgabe.

Sechster Theil.

Leipzig.
Gustav J. Purfürst.

I.

Die Geschichte des Herrn von Verron.

(Fortsetzung.)

Montigue fuhr in seiner Erzählung fort:

Falschmünzer! rief ich aus.

Falschmünzer! hallte es zurück. Ist also noch Jemand hier?

Die Polizei hat das Nest höchst wahrscheinlich aufgefunden; fuhr ich fort, ohne mich durch diesen Widerhall stören zu lassen, denn ich hielt die Stimme für meine eigene.

Es muß irgend ein Verräther unter uns gewesen sein! hallte es wieder.

Ja, ein Verräther, sagte ich, aber wer war der Verräther?

Ich vermuthe ein Fremder, der vor einigen Tagen in unserem Hause war und den Annette hat entkommen lassen.

Der Name Annette wirkte elektrisch auf mich ein, ich kam zur Besinnung und merkte, was ich gethan hatte; da mich aber mein Leidensgefährte, wie es schien, für seines Gleichen hielt, so benutzte ich seinen Irrthum, um mich in seine Geheimnisse einweihen zu lassen.

Ja, fuhr ich fort, diese Annette scheint an Allem schuld zu sein.

So ist es auch; wir haben dem Basile schon immer gesagt, er solle seine Tochter fortschicken, er solle ihr einen Mann geben, denn an Geld fehlte es ihm doch nicht. Es wäre ein Spaß gewesen, sie an einen unserer Herzöge zu geben, ihn durch eine Mitgift von Millionen zu verlocken und diese in falscher Münze auszuzahlen.

O, das wäre doch wohl nicht gut gegangen; sagte ich.

Das wäre allerdings gegangen; unsere Münze ist täuschend und wahrhaft künstlich nachgemacht; aber wir geben sie ja nicht in unserem Lande, sondern in China aus. Dagegen sind unsere englischen Banknoten so täuschend ähnlich, daß wir neulich tausend Pfund an einen Banquier verkauften, der so arglos in die Falle ging, daß wir jetzt ganz sicher operiren können.

Diese tausend Pfund können aber gerade Veranlassung zu unserer Entdeckung gegeben haben.

Nein, das ist gewiß nicht der Fall; versetzte mein unsichtbarer Gefährte, kein Anderer als der Entkommene hat unsere geheime Werkstatt ausgespürt.

Ich bin sehr besorgt um Annettens Schicksal; sagte ich.

Es kann dem Mädchen nichts geschehen; versetzte der Andere, denn erstens wußte sie ja von unserem Treiben gar nichts —

Wie, sie wußte nicht, daß ihr Vater einer Falschmünzerbande angehört?

Nun, nein; da sie mit ihm umherzog und von den Wohlthaten der Spendenden lebte, hatte sie gar keine Ahnung von seinem eigentlichen Treiben.

Eigentlich, wenn wir es genau betrachten, ist's doch seltsam, daß ein blinder Mensch Haupt einer Falschmünzerbande ist.

Das ist durchaus nicht seltsam. Der Blinde konnte früher sehr gut sehen und ist ein Mann von großer Energie und einem seltenen Verstande; obwohl er nicht sehen kann, ist er doch furchtbar und weiß sich in das größte Ansehen zu setzen.

Weißt Du, sagte ich, mir ist schon zuweilen der Gedanke gekommen, daß seine Blindheit erheuchelt

sein könnte; ich möchte darauf wetten, daß er ganz gut sehen kann.

Das glaubten wir Alle; aber er ist wirklich blind, das hat er diese Nacht bewiesen, wo er den Menschen zerfetzte; Du hast es gesehen.

Freilich — es war furchtbar.

Dieser Mensch, den unser Hauptmann förmlich zerriß, war aber gar nicht derjenige, den er eigentlich auf eine so entsetzliche Weise bestrafen wollte. Es war nämlich ein Mensch in unserer Gesellschaft, der die schöne Annette verführen wollte, dem galt eigentlich sein Zorn und seine Wuth. Der arme Teufel, welcher von dem Blinden zerrissen wurde, war früher ein Mitglied unserer Gesellschaft gewesen, von dem wir aber nicht glauben können, daß er uns verrathen hat.

Mein Haar sträubte sich zu Berge, fuhr Montigue in seiner Erzählung fort, als ich erfuhr, daß das entsetzliche Schicksal jenes Unglücklichen mir eigentlich zugedacht und daß ich nur wie durch ein Wunder diesem furchtbaren Tode entgangen war.

Aber wie wurde man diesen Irrthum gewahr, fragte ich, da doch fast unmittelbar nach der blutigen That Polizeibeamte zu uns eindrangen?

Das geschah keineswegs so unmittelbar darauf. Als unser Hauptmann sich entfernte, da folgte ihm

unser Unterhauptmann, um ihm die Sache vorzustellen und ihn zu fragen, was mit dem andern Gefangenen geschehen solle. Bei dieser Gelegenheit stellte sich der Irrthum unsers blinden Hauptmanns heraus. Dieser wollte nun sofort zurückstürzen, um jetzt gegen den Andern seine Wuth zu kehren, aber da drangen gerade die Serganten ein.

Unser Hauptmann ist also wohl gefangen?

Ganz gewiß nicht, der weiß so viele Löcher, durch welche er hindurchschlüpfen kann. Ich bin überzeugt, er wird die Polizei so irregeführt haben, daß keiner von ihnen lebend davonkommen wird.

Nun, das wäre seltsam. Wenn die Polizei einmal auf der rechten Fährte ist, dann wird sie auch alle Schlupfwinkel gründlich durchstöbern und bis zu dem Versteck unseres Hauptmanns kommen. Ich glaube auch nicht, daß wir hier sicher vor Entdeckung sein werden. Es wäre wohl besser, wenn wir diesen Ort verließen und uns selbst an die frische Luft setzten, dann können wir uns an einen sichern Ort begeben. Geld habe ich genug bei mir.

Ich hoffte, sagte Montigue, diese Worte würden die beabsichtigte Wirkung hervorbringen und den Menschen ermuthigen, mit mir den finstern Gang zu zu verlassen und auf diese Weise die Freiheit zu erlangen. Aber ehe ich meine Rettung bewerkstelligen

wollte, lag es mir nahe, etwas Näheres über das Geschick des Mädchens zu erfahren.

War denn Ihre Leidenschaft noch nicht abgekühlt? rief ich erstaunt aus. Ich wenigstens gebe Ihnen die Versicherung, Montigue, daß ich alle Liebesneigung zu der Tochter des Blinden verloren, und daß ich jetzt nur noch für diesen Interesse habe, insofern ich wünsche, ihn so bald wie möglich guillotinirt zu sehen.

Meine Leidenschaft ist noch ganz dieselbe; versetzte Montigue mit einer Mischung von Melancholie und Zorn, ich werde von dem Mädchen nicht ablassen.

Und mir thut nichts mehr leid, als daß ich die blinde Bestie in meiner Gewalt hatte und mir entschlüpfen ließ. Aber mir ist diese Geschichte ganz unbegreiflich; wenn doch die Polizei den Aufenthalt dieses Menschen kennt, wenn sie weiß, daß er das Haupt einer Falschmünzerbande ist, wie kommt es, daß er noch frei herumgehen kann und daß er im Stande ist, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen?

Der Blinde ist keineswegs gekannt; entgegnete Montigue, hören Sie nur weiter, Sie kennen noch keineswegs die ganze Furchtbarkeit des Blinden.

Noch nicht? Nun, dann bin ich wirklich im höchsten Grade gespannt.

Lassen Sie mich aber erst einige Erfrischung zu

mir nehmen, sagte Montigue, denn ich fühle mich sehr abgespannt.

Sogleich, sagte ich und klingelte nach meinem Bedienten, dem ich ein gutes Frühstück aufzutragen befahl.

II.

Ein moderner Pariser Wunderhof.

Zu der Zeit, als die eben erzählte Geschichte mit Montigue vorgefallen war, las man eine sehr mysteriöse Mittheilung in verschiedenen Pariser Blättern.

Es war nämlich von der Aufhebung einer Falschmünzerbande die Rede, und die Mittheilung wurde in folgender Weise gegeben:

„In der heutigen Nacht wurde in einem jener verrufenen Winkel unserer Stadt, deren es noch immer so viele bei uns giebt, so viele auch bereits, Dank sei es der Energie unserer Regierung und der völligen Umgestaltung der Stadt, verschwunden sind, eine ganz seltsame Bande aufgehoben. Gleich den früheren so berüchtigten Wunderhöfen giebt es noch jetzt bei uns solche Höfe, welche wenigstens mit jenen eine große Aehnlichkeit haben. Diese Höfe stehen mit anderen Höfen, Häusern, Kellern, Gängen in Verbin=

dung und werden oft von Menschen bewohnt, die sich durch ihre gegenseitige Hilfsleistung, durch ihr enges Zusammenhalten, durch ihre seltsame Treue gegen einander, während sie die ganze übrige Gesellschaft um weniger als dreißig Silberlinge verrathen und verkaufen würden, einen Staat im Staate ausmachen, d. h. in einem wohlorganisirten Staate einen ungesetzlichen Raubstaat, eine Art Marokko bilden

Jedes Verbrechen ist diesen Leuten feil; alle sieben Todsünden werden von ihnen ohne irgend welchen Scrupel begangen, sie führen gegen Gesetze, denen sich in unserem Lande die Minister, die Prinzen, ja selbst die Kaiserin und der Kaiser beugen muß, einen Kampf auf Tod und Leben.

Aber das Merkwürdigste bei den Bewohnern dieser Verbrechercolonie in unserer Stadt ist — und das ist es eben, was uns den Namen des Wunderhofes aussprechen ließ —, daß sie sonst sämmtlich Krüppel sind. Diese Leute sind geborene Komiker; sie wissen sich auf eine so meisterhafte Weise zu verstellen und so seltsame, groteske Gestaltungen anzunehmen, daß keinem Menschen auch nur der geringste Zweifel beikommt, daß sie mit ihren Fehlern und Gebrechen eine Comödie spielen, um die Leichtgläubigen und Mitleidigen zu hintergehen. Da begegnet man bald einem Stummen, bald einem Blinden, bald

einen Menschen mit einem schiefen, an der Schulter angewachsenen Kopfe, bald einen Lahmen, der statt der Beine einen Stummel hat, und alle diese Gebrechen sind nichts als künstliche Productionen.

Es sind aber auch unter diesen Leuten Menschen von wirklichem Talent, welche ihre Kameraden förmlich, natürlich für gutes Lehrgeld, abrichten, und mancher, der sich Professor schreibt und die Welt in der Meinung erhält, daß er eine respectable Kundschaft hat, fristet sein Dasein, indem er diesen Künstlern des Wunderhofes Vorlesungen hält oder ihnen Beine, Augen, Ohren und Gott weiß was noch zu jenen Abnormitäten einrichtet, mit denen sie eine Ausstellung in den Straßen machen.

In diesen Häusern nun, welche schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen, hielt diese in voriger Nacht eine Razzia, aber seltsamerweise fand sie die Käfige sämmtlich leer, ein triftiger Beweis von der nächtlichen Thätigkeit dieser Menschen außer dem Hause, von ihrem verbrecherischen Treiben bei Nacht.

Die Polizei hat jedoch keine Ursache, ihren nächtlichen Kreuzzug zu bereuen, denn wenn auch nicht den richtigen und gehofften, so hat sie doch einen andern Fang gemacht, der sie für die gehabte Mühe vollständig entschädigt.

In einem jener dunklen Häuser nämlich, von denen man nicht recht mit Bestimmtheit sagen kann, ob sie Keller oder Häuser ohne Dächer sind, traf sie in flagranti eiue Falschmünzerbande, von deren Dasein selbst die nächste Nachbarschaft keine Ahnung gehabt zu haben scheint. Es wurden englische Silbermünzen in großer Menge, und zwar sehr gut geprägt, und da solche schon seit Jahr und Tag massenweise nach China gegangen sein sollen, so muß die Bande schon ein gutes Sümmchen beiseite gebracht haben. Seltsamerweise aber fand man nur sehr geringen Vorrath an falscher, und fast gar nichts an echter Münze, und alle Nachforschungen waren vergebens.

Wie weit aber das verbrecherische Treiben dieser Menschen ging, davon gab ein Leichnam einen Begriff, den man in einem so furchtbar verstümmelten Zustande in der Höhle dieser Bande fand, daß man hätte glauben müssen, er sei von einem heißhungrigen wilden Thiere zerrissen worden.

Leider gelang es nicht, da die Polizei auf eine solche Entdeckung gar nicht gefaßt war, einen Einzigen der Bande einzufangen.

Dieser Fall ist allerdings so seltsam, daß man sich leicht denken kann, welche Gerüchte im Publikum circuliren, und daß man ganz laut von der Käuflichkeit und Bestechlichkeit unserer Beamten sprechen hören

muß. Aber diese Gerüchte sind in der That so vage, daß sich Niemand die Mühe sie zu widerlegen geben sollte.

Wenn eine Polizei auch bei solchen Recherchen auf thätlichen Widerstand bei ihren Arrestationen hin und wieder gefaßt sein muß und sich stets nur gut bewaffnet und in hinlänglicher Zahl an diese Razzias macht, so ist doch das Stoßen auf eine gut organisirte Falschmünzerbande, die sich in voller Thätigkeit befindet, eine wie gesagt so unvermuthete Sache, und außerdem die Gegenwehr einer solchen Bande stets so verzweiflungsvoll, daß es nicht außerordentlich erscheint, wenn die Polizei sich mit der Entdeckung des Schlupfwinkels der Bande zufriedengeben mußte.

Eines einzigen Menschen konnte sich die Polizei bemächtigen, aber dieser Mann ist ein ganz harmloser Blinder, der eine so hübsche Tochter hat, daß sich sogar schon Personen in sie verliebt haben sollen, welche unter den schönsten und reichsten Mädchen unserer Residenz ihre Gattinnen wählen können.

Mit diesem Mädchen zieht der Blinde musicirend umher, und seltsam genug, ist dieses Mädchen so brav und tugendhaft und überzeugte die Polizei so rasch und vollständig, daß sie und ihr Vater mit der Bande in durchaus keiner Verbindung stehen, daß man sie nebst ihrem blinden Vater, welchen man fast auch

stumm nennen könnte — so kurz und einsilbig war er bei seinen Antworten — wieder entließ.

Von den Mitgliedern der Bande wurde sonst Niemand ergriffen, und so sonderbar ist die Oertlichkeit, wo sie nistete, daß man am andern Tage, da genauere Nachforschungen angestellt wurden, den Platz nicht wieder aufzufinden vermochte, wo jene gräßliche Scene der Zerstückelung eines Menschen vorgefallen."

Nach dieser Notiz, welche zur allgemeinen Kenntniß des Publikums gelangte, fuhr Herr von Verron fort:

Montigue war also glücklich in's Freie geführt und gelangte unversehrt in seine Wohnung, wo man nicht wenig erstaunt war, ihn so plötzlich wiederzusehen.

Montigue aber war so unvorsichtig, seinen Gefährten mit nach seiner Wohnung zu nehmen und diesem nun geradezu zu entdecken, wie weit er davon entfernt sei, ein Mitglied der Falschmünzerbande zu sein, und zugleich ihm zu erzählen, auf welche Weise er in die Wohnung des Blinden gerathen war. Wahrscheinlich glaubte Montigue, dessen Leidenschaft für die Tochter des Blinden wo möglich noch heftiger geworden war, durch die Mitwirkung dieses Menschen, wenn er ihm zeige, daß er durchaus keine Absicht hege, die Falschmünzerbande anzuzeigen, zum Ziele zu gelangen.

Der Mann verließ ihn aber, um gerades Weges zum Blinden zu gehen und diesem darüber Mittheilung zu machen, wie sich Montigue zum Mitwisser seines Geheimnisses gemacht. Nur mit großer Vorsicht konnte er sich der Wohnung des Blinden nähern, weil er wohl wußte, daß das ganze Revier von Polizeispionen bewacht wurde. Als er nun gar vernahm, daß der Blinde mit seiner Tochter abgeführt worden sei, suchte er einen sichern Versteck auf, um hier die Rückkehr des Blinden zu erwarten.

Dieser traf in der That bald darauf ein; der Falschmünzer erzählte ihm, was er wußte, und dieser hörte ihn an, ohne ein Wort auszusprechen; aber er gab jene Töne von sich, welche an das dumpfe Brüllen eines wilden Thieres, welches Beute wittert, erinnerten.

Nachdem der Blinde die Erzählung angehört hatte, sah er seine Tochter mit jener unheilvollen Miene an, welche bekundete, daß er selbst mit seinen todten Augen den Grimm auszudrücken vermochte, welchen er empfand. Sie hatte natürlich von der Erzählung nichts gehört, und ihr Vater, welcher sich Montigue's Adresse hatte geben lassen, forderte sie auf, ihn nach dessen Wohnung zu begleiten. Dies that Annette ohne etwas Schlimmes zu ahnen.

Als der Blinde erfuhr, daß Montigue zu Hause

war, ließ er ihn auf die Straße hinausrufen, indem er geradezu ihm sagen ließ, daß er mit seiner Tochter ihn erwarte.

Montigue hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Rufe des Blinden zu folgen, voll Freude, daß, wie er sich einbildete, die Stunde der Erfüllung geschlagen habe.

Mit jener thörichten Verblendung, in welche die Liebe jeden Menschen ohne Ausnahme versetzt, der sich ihr mit der ganzen Gluth seiner Einbildungskraft überantwortet, glaubte er, der Blinde sei gekommen, um bei ihm Schutz zu suchen, und dafür würde er ihm die Liebe zu seinem Kinde gestatten. Montigue schrak nicht vor dem Tiger zurück, der vor seinen Augen einen Menschen zerrissen hatte.

Er ging also hinunter; doch seine Ueberraschung war nicht gering, als sie ihm im Wuchse und im Gange ein wenig verändert vorkam und abermals eine Maske trug. Montigue würde Argwohn geschöpft haben, wenn ihm der Blinde nicht zuvorgekommen wäre, indem er sagte:

Meine Tochter wird Ihnen verändert vorkommen, aber Sie müssen wissen, daß sie sehr oft des Abends mit mir in solcher Verkleidung durch die Stadt zieht; sie ist zu hübsch, um anders gefahrlos

neben mir gehen zu können. Wir kommen unter alle Arten Leute.

Allerdings; das ist sehr vorsichtig und vernünftig; entgegnete Montigue, dem doch ein wenig unheimlich zu Muthe wurde.

Sie sind in unsere Geheimnisse eingeweiht; fuhr der Blinde fort. Sie scheinen mir der Mann zu sein, den ich längst gesucht habe, wenn Sie eine sehr schwere Pflicht übernehmen können.

Ich wünsche zu wissen, was es ist; entgegnete Montigue, oft scheint dem Einen sehr schwer zu sein, was dem Andern leicht wird. Lassen Sie hören.

Sie haben gesehen, wie ich mit jenem Menschen verfahren bin? fragte der Blinde.

Gewiß; sagte Montigue, ich war Zeuge dieser entsetzlichen Scene. Was hatte der Unglückliche Ihnen gethan?

Etwas, was Niemand wissen darf, aber sicher nicht das, was man glaubt.

Und auch ich soll es nicht erfahren? fragte Montigue.

Sie mögen es wissen. Er hat mir ein Document gestohlen, welches ich um jeden Preis wiederhaben muß.

Aber da Sie ihn getödtet haben —; wandte Montigue ein.

Er hat meine Wuth auf's höchste gereizt, er sagte mir, er habe das Document aufgegessen.

Das war wohl nicht möglich; das konnten Sie nicht glauben.

Warum nicht? Es war leicht möglich, Aehnliches ist schon oft geschehen; ich wenigstens fand es sehr glaublich.

Und Sie haben das Document jetzt wiedergefunden? fragte Montigue.

Nein; versetzte der Blinde, aber ich weiß jetzt, daß es noch vorhanden ist; er hat es irgendwo versteckt und ich hoffe es wiederzufinden.

Und was soll ich nun dabei machen? fragte Montigue.

Nichts, als es mir in's Französische übersetzen.

Das Document ist also nicht in der französischen Sprache geschrieben?

Nein, in der italienischen.

Und warum wollen Sie mir das Geheimniß, welches dieses Document enthält, anvertrauen? Ich bin Ihnen ja gänzlich fremd.

Sie lieben meine Tochter.

Und Sie sind mir deshalb ein grimmiger Feind.

Keinesweges; ich wollte Sie nur prüfen.

Das heißt, Sie wollten auch mich tödten.

Im Gegentheil; ich war es, der Sie rettete; ich

war es, der Sie durch die Hilfe meiner Tochter entschlüpfen ließ; ich wollte mich Ihnen jedoch fürchterlich machen.

Es wundert mich aber, daß Sie auf ein Document einen so großen Werth legen, dessen Inhalt Sie gar nicht kennen.

Wer sagt Ihnen, daß ich den Inhalt nicht kenne?

Nun, weil Sie ihn durch mich erfahren wollen.

Sie sollen mir nur das Dunkle in dem Document erläutern und mir Beistand leisten, aus dem Inhalte Nutzen zu ziehen.

Nun, wenn ich Ihnen ganz vertrauen soll, so theilen Sie mir den Inhalt mit.

Das kann und will ich; versetzte der Blinde, doch hier ist nicht der Ort dazu; das Document hat Bezug auf die Herkunft meiner Tochter.

Auf die Herkunft Ihrer Tochter? Ich meine, darüber müßten Sie als Vater ohne jedes Document die vollständigste Aufklärung haben.

Das Gespräch wurde zwischen mir und dem Blinden in einem so leisen Tone geführt, fuhr Montigue fort, daß das Mädchen nichts davon vernehmen konnte; der Blinde hatte sein Gesicht mir ganz zugewendet und den Arm seiner Tochter losgelassen, während er den meinigen erfaßt hatte. So ging er etwas von seiner Tochter entfernt.

Als Motigue nun die letzte Frage an ihn richtete, näherte sich ihm der Blinde noch mehr und sagte dann, indem er zu ihm aufblickte, als wollte er ihn mit seinen blinden Augen durchbohren:

Ich bin nicht ihr Vater!

Diese Worte fielen mir wie Eis auf's Herz. Es war also nicht ihr Vater; seine entsetzliche Eifersucht mochte also mehr als väterliche Liebe enthalten, — vielleicht war er selbst —

Der Blinde unterbrach den Gedanken, welcher Montigue soeben zu beschäftigen begann, indem er sagte:

Die Leute halten mich dafür; Annette selbst lebt in der festen Meinung, denn meine Frau war von vornehmer Herkunft, aber sie gebar kein Kind von mir.

Demnach muß dieses Kind sehr jung zu Ihnen gekommen sein? fragte Montigue.

Allerdings sehr jung; entgegnete der Blinde, von Ihrer Geburt an.

Und Ihre Frau war demnach nicht ihre Mutter?

Sie war nicht ihre Mutter und ich bin ihr Vater nicht.

Und das Document enthält eine Andeutung über ihren Vater?

Das Document macht meine Tochter zur reichsten Erbin Italiens.

Jetzt war mir die Eifersucht des Blinden noch er-

klärlicher; es war also nicht die Liebe zu dem Mädchen, sondern zu den Schätzen, die sie vielleicht einmal besitzen konnte; die Habgier des Blinden war demnach doch die hauptsächlichste, wo nicht die einzige Triebfeder seiner Handlungen und stand mit seiner ganzen Handlungsweise nicht mehr im Widerspruch.

Montigue war allerdings im höchsten Grade verblendet, sonst würde er nicht so sorglos sich in die Höhle des Tigers wieder hineingewagt haben. Oefterer flüsterte ihm sein guter Geist zu, umzukehren und sich nicht des schönen Mädchens wegen in Gefahren zu stürzen, die er schon kennen gelernt. Aber der gute Engel, welcher ihn warnte, wurde nicht beachtet.

Er hatte jetzt das Haus des Blinden erreicht; sein Fuß zögerte, über die verhängnißvolle Schwelle zu treten.

Aber er trat hinüber.

* * *

Was ihm dort begegnete, ist mir ein Geheimniß geblieben, nur so viel erzählte mir Montigue, daß er am andern Morgen mit genauer Noth einer abermaligen großen Lebensgefahr entronnen, daß ihn der Blinde in Begleitung eines andern Menschen verfolgte und daß er, da er sich nirgends zu retten gewußt, zu mir gekommen.

Es mußte etwas Entsetzliches sein, was ihm auf dem Herzen lag. Denn nachdem er mir die Geschichte bis so weit erzählt, wobei sich seine Unruhe einigermaßen gelegt hatte, nahm sein Gesicht wieder den Ausdruck der Angst an.

Ich konnte mich von dem Gedanken nicht lostrennen, daß seiner Angst irgend etwas Anderes zu Grunde liegen müsse; ich stürmte auf ihn ein, mir Alles zu erzählen, er blieb aber dabei, daß er mir aus den Begebnissen der vergangenen Nacht ein Geheimniß machen müsse. Mir kam, trotz der Furchtbarkeit des Blinden, seine Angst sonderbar vor, denn er hatte doch am Ende die Mittel in Händen, ihn der Polizei zu überliefern, und da der Blinde selbst erklärt hatte, daß er nicht der Vater des Mädchens sei, so hatte er ja auf ihn gar keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Diese Auseinandersetzung aber hörte Montigue ungeduldig und unwillig an, und endlich verließ er mit derselben Hast und Aufregung meine Wohnung, mit welcher er sie betreten hatte. Ich glaubte, er würde wiederkommen, aber er kam nicht. Am folgenden Tage berichteten die Zeitungen bekanntlich einen entsetzlichen Vorfall:

„Heute früh ist in der Seine bei der Jenaerbrücke der Leichnam eines jungen Mädchens gefunden

worden, in welchem man die Tochter des Blinden zu erkennen glaubte, der vor einiger Zeit in Haft gebracht worden war, weil er verdächtig war, daß er mit einer Falschmünzerbande in Verbindung stehe. Es ist um so weniger zu zweifeln, daß das junge Mädchen mit jenem Mädchen identisch ist, da sie eine Maske trug, und nach den Aussagen vieler Leute soll das Mädchen, wenn es am Abende mit dem blinden Vater die Schenken besuchte und durch die Stadt zog, eine Maske getragen haben. Das Mädchen war auf eine schändliche Weise verstümmelt und schien erst in Folge eines hartnäckigen Kampfes überwältigt worden zu sein. Ob noch ein anderes Verbrechen mit diesem schmählichen Morde in Verbindung steht, darüber wird gegenwärtig die sorgfältigste Ermittlung angestellt.

Der blinde Vater soll nirgends zu finden sein."

Auch Montigue war verschwunden.

III.

Die Geschichte des Herrn von Verron.

(Fortsetzung.)

In den Wogen des großartigen Pariser Lebens hatte ich mir den Blinden und das unglückliche schöne Mädchen bald aus dem Kopfe geschlagen; in großen Städten verschlingt ja das Heute das Gestern.

Ich verließ Paris und begab mich nach London.

Hier traf ich Montigue wieder. Er lebte zu meinem Erstaunen in sehr glänzenden Verhältnissen; was mir aber besonders auffiel, war, daß er sichtlich bemüht war, mit mir so selten wie möglich zusammenzutreffen.

Ich ließ mich aber durch sein Benehmen keineswegs abschrecken und suchte ihn auf; ich drang in ihn, mir den Schleier zu lüften, welcher jene Schreckensnacht verhüllte, in welcher die unglückliche Annette um's Leben kam. Ich fragte ihn, ob er mir über

ihren wahrscheinlichen Mörder keinen Aufschluß geben könne? Er verneinte dies und stellte sich sehr verwundert über meine Frage. Ich muß gestehen, daß sich damals der Verdacht bei mir regte, er stehe diesem entsetzlichen Morde nicht fern. Da ich mir nun vorgenommen hatte, dem Ereigniß wo möglich auf den Grund zu kommen, so stellte ich mich durch sein Benehmen abgeschreckt, und, obwohl ich ihn jetzt nur selten besuchte, so behielt ich ihn doch im Auge und beobachtete ihn im Stillen. Sein Leben in London ließ mich auf allerlei sonderbare Vermuthungen kommen. Diese Vermuthungen gestalteten sich bei mir mehr und mehr zur Ueberzeugung.

Montigue mußte im Besitze eines ungeheuren Vermögens sein, oder außerordentliche Unterstützungen erhalten. Woher? Ich vermochte keine Quelle zu entdecken.

Eines Tages aber sah ich ihn in eine Restauration sehr untergeordneten Ranges hineingehen; es pflegten an diesem Orte keine sehr respectablen Leute zu verkehren.

Es war mir dies auffallend und ich folgte ihm.

Ich sah, ohne daß er mich bemerken konnte, wie er sich in einem Winkel niederließ und sich ein so gutes Frühstück, wie es hier zu erlangen war, geben

ließ. Er aß sehr hastig, dann rief er den Kellner und händigte ihm Papiergeld ein.

Der Kellner ging zu seinem Herrn und es dauerte einige Zeit, ehe dieser selbst an Montigue herantrat, ihn scharf musterte und dann sagte: Mein Herr, diese Banknote scheint mir gefälscht zu sein. Wenn ich dies auch nicht mit Gewißheit behaupten kann, so muß ich doch um anderes Geld bitten.

Ich habe kein anderes Geld; entgegnete Montigue mit dem größten Gleichmuth, wenn Sie aber glauben, dieses Papier nicht annehmen zu können, dann senden Sie es gefälligst zum nächsten Wechsler. Unmöglich kann die Banknote falsch sein, sie kommt aus höchst achtbaren Händen. Was bewegt Sie übrigens zu der Vermuthung? Lassen Sie sehen.

Mit diesen Worten nahm Montigue dem Wirth die Banknote aus der Hand, um, wie er den Anschein annahm, sich das Kennzeichen des Falsificats zeigen zu lassen. Ich glaubte aber zu bemerken, daß Montigue, nachdem der Wirth seine Vermuthung näher motivirt hatte, ein anderes Papier aus seinem Aermel gleiten ließ, wahrscheinlich eine echte Banknote, die er mit der falschen schnell vertauschte und dem Kellner mit den Worten übergab: Gehen Sie, ich bitte.

Der Kellner entfernte sich mit dem Papier und kam nach einigen Minuten mit dem eingewechselten

Gelde zurück; Montigue bezahlte seine Zeche, der Wirth entschuldigte sich wegen seines Argwohnes in der höflichsten Weise und Montigue verließ das Local.

Ich folgte ihm und rief ihn an.

Er erschrak und erblaßte, als er mich sah; seine Verlegenheit schien nicht gering zu sein.

Sie waren soeben in einer sehr fatalen Lage; sagte ich, es ist schon unangenehm, in einen solchen Disput hineingerissen zu werden. Ihre Banknote soll also falsch gewesen sein.

Es wundert mich, daß wir gerade hier zusammentreffen; entgegnete Montigue, indem er mir einen sehr unverschämten Blick zuwarf. Sie scheinen hier sonst kein Gast zu sein.

Nein, das ist wohl selbstverständlich. Ich besuche Locale dieser Art nicht und ging nur hinein, weil ich Sie zu meiner nicht geringen Verwunderung hineingehen sah und weil ich gerade ein Anliegen an Sie hatte.

Und das wäre? fragte Montigue.

Ich bin zufällig ebenfalls im Besitz einer falschen Banknote; ich erinnere mich, von Ihnen in Paris gehört zu haben, daß die Bande des Blinden gerade solche fabricirt habe; ich wollte sie Ihnen zeigen, und zufällig sind Sie es nun gerade, der wegen einer falschen Banknote in Verlegenheit geräth.

Sie hörten aber wohl, entgegnete Montigue, daß die Banknote nicht falsch war?

Ich sah Montigue scharf an; seine Blässe hatte womöglich noch zugenommen.

Glauben Sie überhaupt, fuhr er fort, daß dieses ein Fach ist, worauf ich mich verstehe?

Nein, das will ich nicht behaupten; versetzte ich, aber da Sie vielleicht ein ähnliches Papier bei sich haben, so wäre mir ein Vergleich von Interesse.

Sie irren; entgegnete Montigue, ich hatte nur eine Banknote bei mir, welche mir der Kellner eingewechselt hat.

Sie irren; versetzte ich eben so bestimmt, Sie haben noch mehrere bei sich, oder doch wenigstens noch eine.

Sie wollen mich beleidigen, Herr von Verron! rief Montigue aus, indem er mich finster anblickte.

Ich will Sie nur warnen; versetzte ich ruhig, denn ich weiß, daß Sie falsche Banknoten ausgeben.

Als ich diese Worte aussprach, nahmen Montigue's Augen einen stieren, wahnwitzigen Ausdruck an. Es that mir schon leid, ihm geradezu so etwas gesagt zu haben, denn ich gestehe, daß ich nichts weniger als überzeugt war, er müsse ein Falschmünzer sein. Das Geheimnißvolle an ihm interessirte mich aber im höchsten Grade, und ich wollte auf irgend

eine Weise dahinter kommen. Ich ließ mich daher von seinem Anstarren nicht irre machen und sagte ihm auf den Kopf geradezu:

Ich weiß, daß Sie falsche Banknoten bei sich führen; ich weiß sogar, daß die Polizei Sie scharf beobachtet, und ich weiß noch mehr — daß Sie nämlich verloren sind, wenn Sie mir nicht folgen.

Ich werde Ihnen folgen; sagte Montigue und ging stumm an meiner Seite.

Wir bestiegen gleich darauf ein Cab und fuhren nach meiner Wohnung.

Haben Sie Erbarmen mit mir; sagte Montigue, dessen ganzes Wesen sich seit seiner Bekanntschaft mit dem Blinden und dessen Tochter so auffallend verändert hatte, ich bin das nicht, wofür Sie mich halten, aber ich befinde mich in einem entsetzlichen Bann, den ich nicht zu lösen vermag.

Seien Sie aufrichtig gegen mich; versetzte ich, Sie haben sehr viel auf dem Herzen. Erzählen Sie mir die Ereignisse jener Nacht; ich werde Ihnen Beistand leisten, wenn es möglich ist.

Gehen Sie, bis wir an Ort und Stelle sind, mit sich zu Rathe; fuhr ich fort, ich bin überzeugt, daß Sie nicht schlecht berathen sein werden, wenn Sie mir Vertrauen schenken, welches ich ja sonst bei Ihnen

besaß. Sie können darauf rechnen, daß ich Ihr Geheimniß bewahren werde.

Wir fuhren nun eine ziemliche Strecke, ohne ein Wort mit einander zu reden.

Ich überzeugte mich, daß namentlich meine Mittheilung, die Polizei beobachte ihn, einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, denn er blickte zuweilen ängstlich und spähend aus dem Wagen und lehnte sich eben so oft in die Ecke desselben zurück. Endlich waren wir am Ziele und wir stiegen aus.

Ich war wirklich einigermaßen in Verlegenheit, Auf der einen Seite freute ich mich, endlich einigen Aufschluß über eine Begebenheit zu erlangen, die mich in einem so hohen Grade interessirte, auf der andern Seite war ich plötzlich in eine Sache hineingerathen, die leicht gefährlich werden konnte.

Ich werde Ihnen nun mittheilen, hob endlich Montigue an, welche Bewandniß es mit jener Nacht hatte. Ich — bin der Mörder des jungen Mädchens! — — —

Ich sah Montigue mit Entsetzen an.

Es ist nicht möglich! sagte ich dann stammelnd.

Ich bin ihr Mörder, wenn auch ohne meine Absicht. Ich habe dem Blinden das Document entziffert. Es war ein Schreiben, welches er bei dem Kinde gefunden hatte. Dieses Kind war nämlich in

einem Hause ausgesetzt gewesen; die Frau des Blinden nahm sich des armen Würmchens an. Das Document aber enthielt unter Anderm folgende Worte:

Wer Du auch seist, der Du Dich dieses Kindes annimmst, bewahre dieses Document als dereinstige Legitimation über den Ursprung des Mädchens. Es ist eine Anweisung für Dich, so viel Geld als Du willst zu erheben, sobald Du einem Menschen begegnest, der Dir die Worte sagt: „Annette, Dein Bruder fordert Dich zurück!"

Nach Entzifferung dieser Worte forderte mich der Blinde auf, seine Wohnung zu verlassen und ihn am nächsten Sonnabend wieder zu besuchen. Ich wollte dieser Aufforderung nachkommen. Kaum aber hatte ich das Zimmer verlassen, da sah ich mich plötzlich von einem riesigen Menschen angefallen; ich wurde zu Boden geworfen; aber im selben Augenblicke hörte ich einen Hilferuf, den eine weibliche Stimme ausstieß. Ich konnte nicht zweifeln, daß es Annette war. Dieser Ruf gab mir übernatürliche Kräfte; ich erhob mich von der Erde, raffte mich empor, kämpfte mit dem Riesen auf Tod und Leben und riß mich, von Annettens wiederholtem Hilfsgeschrei bis zur Raserei getrieben, von meinem Angreifer los. Aber im selben Augenblicke stürzte Jemand auf mich zu, und ein Todesschrei machte mich erstarren.

Hierauf wurde es wieder todesstill. Der Riese ließ ab von mir und ergriff die Flucht; das Licht war während unseres Kampfes erloschen, ich vermochte nichts zu erkennen; ich suchte nach Licht und fand nichts. Die Wohnung war wie ausgestorben, und neben mir lag, davon überzeugte ich mich durch Betasten der Kleidungsstücke, ein weiblicher Leichnam. Es konnte nur die Tochter des Blinden sein. Ich blieb eine Weile starr und leblos neben ihr stehen, dann endlich ermannte ich mich, um die Wohnung zu verlassen und die Polizei herbeizurufen. Als ich in eine entlegene Stube gerieth, bemerkte ich einen Lichtschein und ich sah einen Menschen regungslos auf dem Bette liegen, ich trat hinzu — es war der Blinde.

Er lag wirklich todt da, aber es war keine Wunde an ihm zu sehen, sein Gesicht war ganz bläulich gefärbt. Was war geschehen? Hatte Jemand den Blinden erwürgt oder war dieser vom Schlage getroffen worden? Hatte vielleicht seinetwegen das unglückliche Mädchen den Hilfsruf ausgestoßen? Der entsetzliche Mord konnte, wie mir jetzt fast gewiß schien, ganz zufällig geschehen sein. Die Arme hatte den Lärm vernommen, den unser Kampf verursacht, sie war auf die Stelle zugeeilt, von woher das Getöse kam, der Riese, welcher sich meiner vielleicht bemächtigen wollte, ohne die Absicht mich zu tödten, und

mich daher im Gefühl seiner Stärke zuerst verschonen wollte, hatte den Dolch auf mich gezückt, als er fürchten mußte, daß ich ihm entrinnen würde, und so hatte das unglückliche Mädchen, auf mich zustürzend, statt meiner den Todesstoß empfangen.

Nur so konnte ich mir die entsetzliche Scene erklären, die soeben vorgegangen war. Ich konnte mich nur mühsam aus meiner Unbeweglichkeit emporraffen; endlich ergriff ich das Licht, welches im Zimmer des Blinden brannte, und eilte zu dem Mädchen. Ich trat zitternd und von Schauer gerüttelt an sie heran — ich hatte mich nicht geirrt — es war Annette, und die Unglückliche war todt! — —

Ihr edles Herz war durchbohrt; ihre schönen Augen waren gebrochen. Wie sie da lag, noch wunderbar schön im Tode, wie eine von himmlischer Glorie umstrahlte Heilige, rannen mir die heißen Thränen über die Wangen. Aber es war vorbei. Was sollte ich hier, im Hause der Todten, noch thun? Für wen sollte ich mich jetzt neuen Gefahren aussetzen? Warum sollte ich mich in diese Geschichte hineinmischen, die mir nichts mehr verhieß als Trübsal, Unannehmlichkeit und Verwicklungen?

Ich wollte mich also entfernen. Da fiel es mir ein, daß ich das Document, welches über die Herkunft des armen Mädchens jedenfalls Aufschlüsse ge-

ben konnte, sich im Bereiche des Blinden befinden mußte. Das große und innige Interesse, welches mir das Mädchen noch im Tode einflößte, ließ mich wieder so viel Ruhe und Fassung gewinnen, daß ich in die Stube, wo der todte Blinde lag, wieder zurückzukehren und Nachforschungen zu halten vermochte. Ich suchte überall umher, aber ich fand ganz andere Dinge als das Document.

Nachdem ich nämlich eine Weile ganz vergebens nachgeforscht hatte, schien es mir, als gebe der Fußboden, auf den ich trat, einen hohlen Klang von sich; ich spürte meiner Entdeckung weiter nach und fand in der That, daß ein Brett aus dem Fußboden herauszunehmen war. Es gelang mir dieses jedoch nicht ohne große Anstrengung, wobei ich oftmals wieder die Hoffnung verlor, zum Ziele zu gelangen, und in Furcht gerieth, daß ich mich doch getäuscht haben könne.

Endlich aber zeigte sich vor meinen Augen eine mäßige Höhlung, welche mit kleinen blechernen Kästen angefüllt war. Diese Kästen waren verschlossen; ihre Schwere aber ließ mich vermuthen, daß sie Geld enthielten.

Meine Verhältnisse waren damals gänzlich derangirt, ich hatte enorm bedeutende Schulden und keine Aussicht, sie zu bezahlen. Der Gedanke lag

mir zu nahe, mich der Schätze zu bemächtigen, die ich in den Kästen vermuthete. Aber wohin sollte ich damit? In meine Behausung sie zu bringen, war mir zu gewagt. Dennoch entschloß ich mich dazu. Ich nahm einen Kasten und fuhr damit nach meiner Wohnung, wo man über meine Ankunft und noch mehr über mein Aussehen nicht wenig erstaunt war.

Ich hielt mich nicht lange auf, schloß meinen Kasten ein und trat den Rückweg nach den Schätzen an, die ich als Belohnung für meine überstandene Angst und Gefahren betrachtete. Ohne alles Hinderniß machte ich einigemale den Weg hin und zurück, bis der Raum leer war, und ich konnte zufrieden sein, wenn der Inhalt der Kästen meinen Erwartungen entsprach. Nun aber, da ich so glücklich in meinen Entdeckungen gewesen, hoffte ich das Document aufzufinden, und es fiel mir ein, dasselbe bei dem todten Blinden zu suchen. Ich trat an sein Bett, ich untersuchte sein Kopfkissen, wobei ich sein Haupt, das bleischwer war, in die Höhe hob, und ich war wirklich so glücklich, das Document zu finden. Nun wollte ich mich sofort entfernen, da fiel es mir ein, noch eine Umschau in den anderen Räumen der Wohnung zu halten. Ich wollte auch noch einmal nach dem Mädchen sehen und von ihrer Leiche Abschied nehmen.

Ich verließ also die Stube und suchte weiter; die Wohnung war geräumiger, als sie von außen den Anschein hatte. Es waren eine Menge Stuben, welche zum Theil unheimlich groß und öde, zum Theil klein und winklig, durch eine Art Corridor oder vielmehr durch eine lange, von keinen Fenstern erhellte Kammer getrennt waren; bald ging man einige Stufen hinan, bald hinab; überall waren Winkel, Thüren, Wandschränke, Löcher; die Wohnung war mit einem Worte so unheimlich, daß ich es aufgab, meine Untersuchungen fortzusetzen, und in die Stube des Blinden zurückkehrte.

Aber denken Sie sich mein Entsetzen, Herr von Verron! Als ich nach dem Bette, in welchem der Blinde lag, hinblickte, saß dieser aufrecht auf dem Bette. Seine Zunge hing ihm wie bei einem tollen Hunde zum Halse heraus, seine Augen rollten entsetzlich in ihren Höhlen; seine Züge sahen teuflisch verzerrt aus — mich übermannte ein panischer Schrecken, mein Haar sträubte sich zu Berge. — —

Plötzlich kam es mir vor, als erhebe sich der Blinde; wie wahnsinnig floh ich davon, stürzte bewußtlos aus der Wohnung, durchrannte eben so bewußtlos die Straßen, und ich weiß nicht, war es ein guter Geist, welcher mich durch eine solche Phantasmagorie retten und beschützen wollte, oder war es ein

Gedanke, der plötzlich in meiner bisher bewußtlosen Seele auftauchte, als ich in der Nähe Ihrer Wohnung war, kam es mir vor, als trete mir der Blinde entgegen, um mir den Weg zu vertreten, und ich stürzte zu Ihnen hinein.

Das ist die Geschichte jener Nacht. Sie sehen nun wohl ein, warum ich über die Begebnisse derselben geschwiegen. Ich war plötzlich reich geworden, aber ich durfte Niemand die Quelle meines Reichthums entdecken. Wie leicht hätte man mich für den Mörder des Mädchens und des Blinden halten können. Es ist wahr, ich war in der That, jedoch wider meinen Willen, der Mörder der Unglückseligen, und noch heute kann ich mich deshalb nicht beruhigen. Den tödtlichen Stoß, der mich treffen sollte, hatte ihre keusche Brust aufgefangen.

Als ich Sie wieder verließ, Herr von Verron, fuhr Montigue nach einem Weilchen fort, war meine erste Handlung, das Document zu überlesen. Ich fand, daß es für jeden Besitzer unter Umständen einen großen Werth erlangen konnte. Ich bewahrte es sorgfältig. Dann untersuchte ich meine Schätze. Ich fand in den Kästen eine bedeutende Summe in Sovereigns, die mir echt zu sein schienen, und eine weit bedeutendere Summe in englischen Banknoten, deren Echtheit ich nicht zu prüfen verstand. Zeit, um

Proben und Versuche anzustellen, durfte ich mir nicht nehmen; ich verließ Paris sofort. Ich war vorsichtig genug, mein Gepäck von meinen Schätzen gesondert poste restante nach London zu senden. Nur einige der Goldmünzen behielt ich bei mir und gab sie ohne Gefährde aus. Sie waren vollkommen echt und wahrscheinlich gegen falsche Banknoten und Münzen eingewechselt worden.

Mit den Banknoten war es aber leider nicht so. Sie erwiesen sich sämmtlich, wenn auch auf's täuschendste nachgemacht, als falsch. Dennoch mußte ich sie ausgeben und umwechseln, denn mein Geldvorrath hielt nicht lange vor, und es gelang mir nach und nach an tausend falsche Banknoten, im Werthe von fünf und zehn Pfund jede, in Umlauf zu setzen.

Seltsamerweise war es diesen Abend das erstemal, daß ein Wirth Anstand nahm, mir eine Banknote zu wechseln. Es ist also wohl möglich, daß die Polizei von dem Umlauf der falschen Banknoten schon in Kenntniß gesetzt ist und daß die Wirthe aufmerksam geworden sind. Aber eine Entdeckung kann für mich nicht leicht gefährlich werden. Ich führe nie mehr als eine falsche unter mehreren echten Banknoten bei mir; ich habe die falschen so gut versteckt, daß sie Niemand finden wird, und da ich nun auch weder

Werkzeug noch sonst irgend etwas Verdächtiges besitze, so kann man mir überhaupt nicht leicht etwas anhaben. Es sind bereits so viele Banknoten unter's Publikum gebracht, daß unmöglich Jeder, der im Besitz einer solchen betroffen wird, in einen ernsten Verdacht gerathen kann; zumal da ich mir öfter echte Banknoten einwechsle, um stets die Quelle angeben zu können, wo ich meine Banknoten erhalten.

Aber wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, fragte ich, warum ließen Sie sich durch mich so leicht erschrecken?

Nur durch Sie, aber durch keinen Anderen würde ich aus meiner Sicherheit geschreckt worden sein. Sie waren, wenn auch nicht gänzlich, so doch einigermaßen in mein Geheimniß eingeweiht. Sie konnten wenigstens leicht combiniren; ich wollte aber nicht im Verdachte eines Bösewichtes bei Ihnen stehen. Sie wissen nun Alles; Sie können jetzt meine Lage beurtheilen. Ich habe durch mein heutiges Zusammentreffen mit Ihnen erkannt, daß Sie mich nicht aus den Augen verloren haben, und habe es daher für besser gefunden, mich Ihnen anzuvertrauen, als Ihrem Verdachte eine unbestimmte Richtung zu geben. Ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht verrathen werden. Uebrigens ist gegen mich nichts zu beweisen, mein lieber Verron, und da ich weiß, daß Sie eben nicht

an großem Geldüberfluß laboriren, so mache ich Ihnen mit Vergnügen das Anerbieten, über meine Kasse beliebig zu verfügen.

Und das Document, fragte ich, haben Sie das noch?

Allerdings habe ich's noch.

Ich danke für Ihr Anerbieten; sagte ich nun, ich bin nicht so arm wie Sie glauben; ich habe eine ziemlich bedeutende Summe von einem Verwandten geerbt, der vor einigen Wochen gestorben ist. Aber es ist mir lieb, daß ich nun ganz in Ihr Geheimniß eingeweiht bin; ich werde natürlich das tiefste Stillschweigen beobachten, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort. Aber thun Sie nichts halb; lassen Sie mich den ganzen Inhalt jenes Documentes wissen, welches mich auf's höchste interessirt.

Ganz gern; versetzte Montigue, Sie sollen das Document sehen; es scheint, daß das Geschick es will, daß gerade Sie und kein Anderer Mitwisser dieses Geheimnisses werden sollen.

Soll ich mit Ihnen nach Ihrer Wohnung fahren, fragte ich, oder wollen Sie das Document holen? Wir werden uns dann berathen und der Sache mit allem Ernst weiter nachforschen. Uebrigens, was die falschen Banknoten betrifft, so scheinen Sie mir in diesem Augenblicke Geld genug flüssig zu haben, um

ferner davon Gebrauch machen zu müssen, und Sie geben mir Ihr Wort, dies ohne eine vorherige Anzeige an mich nicht zu thun.

Dies versprach mir Montigue, und er entfernte sich, um das Document zu holen.

Ich wartete jedoch vergebens; es verging eine Stunde nach der andern und Montigue war nicht zurückgekehrt.

Es wurde mir nun klar, daß er mich getäuscht hatte.

Er hatte mich durch seine scheinbare Offenheit hintergangen. Um mich ganz sicher zu machen — so mußte ich wenigstens glauben —, hatte er mir ein Mährchen aufgebunden. Ich wußte nach dem allen annehmen, daß er in der That selbst ein Fälscher war; während ich seiner in thörichter Leichtgläubigkeit harrte, benutzte er höchst wahrscheinlich die Zeit, um sich aus dem Staube zu machen, oder das corpus delicti zu entfernen. Es mochte ihm in London nicht mehr geheuer sein; er glaubte, bereits Verdacht erweckt zu haben; die fernere Ausgabe seiner falschen Banknoten mußte er in London einstellen; kurz, ich fand Gründe genug, die mir seine Flucht nur allzu wahrscheinlich machten. Jemehr ich über diese Sache nachdachte, desto unzweifelhafter erschien es mir, daß ich dupirt worden war. Wie vieles wurde mir nun

erst jetzt recht klar, was mir bisher noch dunkel und räthselhaft geblieben war.

Ich begann nun mit schöpferischer Phantasie mir selbst eine Geschichte zu machen, und trug so Licht in das finstere Chaos,. in das labyrinthische Gewirr, in welches mich Montigue hineingezogen hatte. Nun schien mir schon von Anfang an die Geschichte anders gewesen zu sein. Montigue war nichts anderes als ein sogenannter Spesser, d. h. ein Frei-Mitglied der Falschmünzerbande, welcher selbst nicht thätig beim Fälschen war, sondern nur für die Umwechslung des falschen Geldes sorgte und zu diesem Behufe die nöthigen Verbindungen mit dem Auslande unterhielt. Ob der Blinde wirklich das Haupt der Gesellschaft war, das war mir nun auch völlig zweifelhaft geworden; vielleicht stand er mit derselben in gar keiner Verbindung, oder doch nur in einer sehr lockeren, mit dem hübschen Mädchen aber in einer innigeren. Vielleicht war sie gar seine Geliebte, und Eins nur schien mir an dieser ganzen Geschichte zweifellos, nämlich die grenzenlose, wahnsinnige Eifersucht des Blinden.

Allerdings mußte ich mir selbst gegen alle diese Annahmen Einwendungen mancherlei Art machen. Vor allen Dingen sprach dagegen, daß ich Montigue ja selbst eingesperrt gefunden hatte; aber in meiner damaligen fieberhaften Aufregung konnten mir die

einfachsten Dinge leicht entgangen sein. Es ist möglich, sagte ich mir jetzt, daß Montigue damals entweder beim Verbergen falschen Geldes oder gar bei geheimen Liebesumarmungen mit dem hübschen Mädchen überrascht worden war.

Diese Combination wurde mir desto wahrscheinlicher, je länger ich darüber nachdachte, und ich kam mehr und mehr dahin, mich über meine Leichtgläubigkeit theils zu ärgern, theils selbst lustig zu machen.

So war denn Montigue in meinem Innern bereits sein Todesurtheil gesprochen; der Abend ging zu Ende und ich bereitete mich ziemlich verstimmt zum Schlafengehen vor, als ich plötzlich ein heftiges Klopfen und Klingeln vernahm.

Nie in meinem Leben bin ich so zusammengefahren, als diesmal, denn ich lebte noch inmitten meiner Geschichte, wie ich mir solche zurechtgelegt hatte, und nun, da ich eben damit fertig geworden, sollte Montigue doch noch zurückkehren und mir sagen: es ist doch wahr, was ich Ihnen mitgetheilt habe.

Daß Montigue aber der Klingelnde war, bezweifelte ich keinen Augenblick.

Aber ich hatte mich wiederum getäuscht; Montigue war es nicht und er kam auch nicht. Die Geschichte des Blinden aber beschäftigte mich unaufhörlich. Aber wie hätte ich zu irgend einer Aufklärung

gelangen können? Der Blinde und das unglückliche Mädchen waren todt, daran ließ sich nicht zweifeln. Wenn Montigue auch gesagt hatte, daß der Blinde sich im Bette wieder emporgerichtet, so konnte dies doch nur ein Trugbild seiner aufgeregten Phantasie gewesen sein; oder der Blinde hatte sich wirklich, wie das bei Schlaganfällen nicht ungewöhnlich ist, erhoben und etwas erholt, um dann wieder in den ewigen Schlaf oder wenigstens in völlige Lethargie zurückzusinken.

Doch die Zeit verging, Montigue ließ sich nicht wiedersehen; ich reiste nach Paris zurück. Mein erster Ausgang in der Stadt war nach dem Wirthshause, welches der Wohnung des Blinden gegenüberlag. Die Wirthin freute sich, als sie mich wiedersah, sie hoffte gewiß wieder ein recht gutes Geschäft mit mir zu machen.

Nun, mein guter Herr, sagte sie, Sie wollen meinem bescheidenen Hause einmal wieder eine Ehre erweisen?

Ja, auf ein Stündchen; versetzte ich. Ist Alles hier beim Alten geblieben? Drüben hat es sich, wie ich sehe, gänzlich verändert; ich habe diese Straße kaum wiederfinden können.

Ja, hier herum hat sich gar manches verändert; sagte die Wirthin. Da drüben zum Beispiel, wo die

kleinen Häuser mit den Höfen und Kellern standen — das Alles ist fort. Sie sehen jetzt nur noch einen großen Bauplatz, aber mit dem Bebauen wird es seine Weile haben.

Warum das? fragte ich.

Nun, die Welt hat ihren Aberglauben, aber auch ihren Glauben; versetzte die Wirthin, und in Betreff des Bauplatzes drüben glaubt sie, daß die neuen Gebäude auf keinem guten Grunde stehen würden.

Warum auf keinem guten Grunde?

Nun, sehen Sie, Blut giebt keinen guten Grund, und da drüben ist unschuldig Blut vergossen worden; das hübsche Mädchen haben sie erstochen.

Es war mir bei Mittheilung dieser Nachricht, die mir doch nicht neu war, zu Muthe, als würde mir selbst der Dolch in die Brust gestoßen.

Wer ist denn der Mörder? fragte ich. Die Gerechtigkeit hat ihn hoffentlich ereilt?

Im Himmel vielleicht, aber auf Erden nicht; versetzte die Wirthin, denn man glaubt allgemein, daß ihr Vater, der Blinde selbst, sein unglückliches Kind, und zwar aus Eifersucht, getödtet hat.

Und der Blinde, fragte ich, was ist aus dem geworden?

Den hat man todt in seinem Bette gefunden; die Leichenbeschauer sagten, er sei eines natürlichen

Todes gestorben, am Tetanus, wie sie das Ding nannten. Wahrscheinlich aber ist er an der Galle gestorben, oder aus Kummer, auf solche Weise gegen sein eigen Fleisch und Blut gewüthet zu haben.

Er ist also todt?

Gewiß; er wird nicht wieder aufleben.

Wurde hier nicht auch eine Falschmünzerbande aufgehoben? fragte ich weiter.

Freilich; aber der Polzei ist's schlimm ergangen, nicht einen Einzigen von den Falschmünzern haben sie eingefangen, und zwei Sergeanten sind auf dem Platze geblieben. Nun haben sie alle Häuser drüben heruntergerissen, um neue wieder aufzubauen. Die alten Häuser sind sehr hoch gegangen, weil das Gerücht ging, daß sich große Schätze, in den Kellern verborgen, darin finden sollten. Aber die Leute wurden alle irregeführt; es ist gar nichts gefunden worden. Und nun will Keiner die Plätze kaufen, um darauf zu bauen. Ja, es will Niemand auf Blut bauen.

Ich wußte nun genug und verließ die redselige Wirthin, um mich auf den Bauplatz zu begeben. Er hatte eine hölzerne Umfriedung erhalten. Ich trat in den innern Raum und konnte mir nach den kleinen Mauerbruchstücken, die noch aus dem Grunde hervorragten, einen ungefähren Begriff von den unter-

irdischen Oertlichkeit machen, wie sie früher hier gewesen sein mochte. Uebrigens erkannte ich auch, daß man sehr tief gegraben hatte, um die vermeintlichen Schätze an's Tageslicht zu fördern. Vielleicht hatten die Leute mehr gefunden, als sie für gut gehalten, der Welt mitzutheilen.

Mit schmerzlicher Wehmuth betrachtete ich die Stätte, wo das schöne unglückliche Mädchen, gleichsam wie eine Todte, ihre Jugendjahre verbracht. Wer kannte das Geheimniß ihrer Herkunft? Der Himmel mag wissen, wie entsetzlich der Blinde das arme Kind behandelt hatte, aber sie hielt ihn für ihren rechten Vater und hatte kindlich geduldet und ihre Kindesliebe mit dem Tode besiegelt.

IV.

Paris immer das alte.

Lassen wir Herrn von Verron im Kreise seiner Freunde und Freundinnen fortfahren, seine Geschichte zu erzählen und von seinen Abenteuern zu sprechen. Paris findet für junge Abenteurer und tollköpfige Männer immer etwas Neues und Piquantes.

Wollten wir die Dächer von Paris abdecken und wie der hinkende Teufel zum Ergötzen und zur Belehrung unserer Leser alle Geschichten mittheilen, die in dieser Riesenstadt am Tage und bei Nacht spielen — wahrlich, das Buch würde wohl noch lesenswerther werden, als das berühmte Werk von Le Sage.

Das moderne Leben hat Verhältnisse erzeugt, die ohne Zweifel piquanter und interessanter sind, als die Geschichten des alten Paris und der Vergangenheit überhaupt; aber es ist viel weniger übertüncht als früher. Man braucht eben nicht die Dächer ab=

zudecken, um zu sehen, was vor den Augen aller Welt vorgeht.

Wie Frankreich, oder besser gesagt, wie Paris vor hundert Jahren war, so ist es, genau genommen, noch heute; die Pariser haben sich nicht verändert. Dieses lebenslustige, sprudelnde Völkchen tanzt fortwährend auf einem Vulkan und kümmert sich eben so wenig um seine Vergangenheit wie um seine Zukunft.

Aber so ist Paris immer gewesen und wird es immer bleiben; kein Individuum vermag sein ihm angebornes Temperament zu verleugnen; die Nationen sind denselben Naturgesetzen unterworfen, wie die Individuen. Paris wird daher immer das alte sein und das alte bleiben.

Ich war 1840 in Paris und wunderte mich, die Pariser so zu finden, wie mir solche von Leuten geschildert wurden, welche 1789 und 1814 dort gewesen. Ich war 1848 in Paris und fand die Pariser von damals; ich fand 1851 und 1866 immer dasselbe Paris und dieselben Pariser.

Warum auch nicht? Warum soll Paris sich ändern? Man betrachte die Bevölkerung anderer Weltstädte — ist es etwa dort anders? Der Charakter der Pariser befähigt sie hauptsächlich zu allerlei geschichtlichen Experimenten; sie sind im Tragischen wie im Komischen, im Erhabenen wie im Lächerlichen

gleich groß; sie sind geborene Comödianten — sie spielen alle Rollen mit Bravour, und wenn sie soeben das erschütterndste Drama aufgeführt haben — man kann sie sofort wieder lachen hören; sie sterben vor der Coulisse auf eine Weise, daß in aller Welt Augen Thränen treten, und dann stehen sie hinter den Coulissen jubelnd wieder auf. Und doch sind sie es selbst, die sich spielen. Es ist ihre eigene Geschichte.

Es ist wahr, es ist etwas Großes in einer Stadt, wo auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume Hunderttausende, ja Millionen, eng neben einander leben. In solchen Metropolen der Bildung, der Cultur, der Industrie, des Handels, werden immer auch die größten Laster rege sein, immer außerordentliche Verirrungen der menschlichen Natur zum Vorschein kommen. So war es in den großen Städten der alten Welt, in Ninive, in Babylon, in Rom; so ist es heute in London und Paris.

Ist es nicht, wenn man die Geschichte jener vergangenen großen Städte liest, so weit zuverlässige Quellen existiren — und daran fehlt es nicht, wenn wir auch die Bibel mit hinzunehmen müssen —, als hätten jene Geschichtschreiber Paris gesehen und schrieben über Paris? Wie heißt es in Bezug auf Rom?

Der Kaiser — es ist wohl natürlich, daß wir

mit dem Kaiser beginnen, wenn wir vom alten Rom und vom heutigen Paris sprechen — also der Kaiser machte es sich zur Hauptaufgabe, die Armee, deren Stärke sich durchschnittlich auf 500,000 Mann belief, durch hohen Sold, Pensionen und außerordentliche Geschenke sich blind ergeben zu erhalten. Die Höhe des Soldes wechselte häufig, denn jemehr ein Kaiser der Hilfe des Heeres zur Befestigung seines Thrones bedürftig war, desto höher setzte er den Sold der Truppen. Die Summen, welche die Soldaten nach einer Reihe von Dienstjahren erhielten, trugen das Ihrige dazu bei, sie an ihre Fahnen zu fesseln. Ein Prätorianer erhielt nach sechszehnjähriger Dienstzeit ungefähr 1400 Thaler, und ein Soldat der Grenzlegion nach zwanzigjähriger Dienstzeit etwa 800 Thaler. Ungeheuer waren die Summen, welche als außerordentliche Geschenke an die Truppen, gewöhnlich beim Regierungsantritt, gezahlt und von denselben bald als ein Recht in Anspruch genommen wurden. Um von diesen Summen einen Begriff zu geben, brauchen wir nur zu erwähnen, daß beim Regierungsantritte des Marc Aurel jeder Soldat über 400 Thaler erhielt. Alle diese unermeßlichen Gelder, deren Ausgabe sich bei jedem Thronwechsel wiederholte, wurden dem Volke entpreßt. Die Soldaten aber nahmen sie hin, als seien sie das Eigenthum des Kaisers, dem

sie sich durch die Geschenke zur Dankbarkeit und Treue verpflichtet hatten.

Weiter erfahren wir, daß es in Rom 200,000 Menschen gab, die unentgeltlich Getreide erhielten und diese Spende als ein förmliches Recht in Anspruch nahmen. Welche Summen dadurch der Staatskasse entzogen wurden, mag man daraus schließen, daß unter Severus täglich 75,000 römische Scheffel Korn vertheilt wurden.

So kam es denn bald dahin, daß es in Rom nur noch Reiche und Bettler gab, und die Kluft zwischen dem Reichthum und der Armuth vermehrte sich durch die außerordentlichen Speculationen der Kapitalisten im Handel und Fabrikwesen fast täglich. Reichthum, wie er einst bei Crassus sprichwörtlich geworden, fand später in Rom kaum noch eine Beachtung; denn der römische, später zum Kaiser erwählte Senator Tacitus, von dessen Charakter man übrigens nur auf einen rechtlichen Erwerb seiner Reichthümer schließen konnte, besaß als Privatmann allein an liegenden Gründen nicht weniger als 280 Millionen Sestertien.

Bei solchem Reichthum entwickelten die Römer bei ihrer Wohnung, Kleidung und Lebensweise überhaupt einen Aufwand, wie man ihn in heutiger Zeit

kaum bei den üppigsten Fürsten findet. Die Häuser waren Paläste und strotzten von Gegenständen nicht blos der Bequemlichkeit, sondern auch der Pracht. Die Decken der Zimmer, zum Theil auch die Wände waren gewöhnlich mit Goldblech überzogen; die Möbel mit den kostbarsten Teppichen bedeckt, die Geräthschaften mit Gold und Edelsteinen verziert. Die Kleidung hatte ihre edle Einfachheit abgelegt und orientalischen Schnitt und Putz angenommen. Kopf- und Fußbedeckung strahlten von Edelsteinen, und die seidenen und wollenen Gewänder schimmerten von dem Golde, mit dem sie durchwebt waren. Eben so verschwenderisch verfuhr man in der übrigen Lebensweise. Der Luxus der Tafeln war nicht minder furchtbar. Man aß nicht mehr, um sich zu sättigen, sondern um den Gaumen zu kitzeln. Die Speise, welche den Gaumen passirt hatte, war eine Last, die den weiteren Appetit störte und deren man sich also so schnell wie möglich durch künstliche Anreizung zum Erbrechen zu entledigen strebte.

Die reicheren Römer hielten sich einen förmlichen Hofstaat mit Kammerherren und Räthen und herrschten so als kleine Kaiser über ihre Sklaven. Das Baden wurde nicht mehr als diätetische Regel, sondern als Sinnenkitzel betrachtet und betrieben. Ein reicher Römer ließ sich von seinem Hofstaate und fünfzig

Sklaven in's Bad geleiten und ergab sich dort dann allen erdenklichen Ausschweifungen.

Das gemeine Volk, dem die Geldmittel zu solch einem luxuriösen Leben fehlten, suchten sich auf andere Weise zu entschädigen; Trinken in den Wirthshäusern, Spielen und Zuschauen bei den Wettrennen und Schauspielen machten die Tagesbeschäftigung desselben aus.

So ging der Verfall der Sitten mit dem Verfall der freien Verfassung in Rom Hand in Hand. Ueber den Grund dieser Erscheinung bedarf es keines langen Nachdenkens; denn wie die Freiheit die Mutter der Tugenden, so ist die Sklaverei die Gebärerin der Laster. Dazu kommt, daß der in Knechtschaft gehaltene Mensch in dem materiellen Genusse einen Ersatz für die verlorene Freiheit sucht und endlich über dem neuen Gewinn den alten Verlust ganz und gar vergißt und so in dem alleinigen Triebe des thierischen Genusses die edle Menschennatur allmälig erstickt.

Reichthum als das allmächtige Mittel zur Erlangung aller materiellen Lebensgenüsse wurde also das einzige Ziel alles Strebens, und kein Weg zur Erreichung dieses Zieles, führte er auch durch alle Schluchten des Verbrechens, blieb unbetreten. Kriecherei, Schmeichelei, Mord, Betrug, Verleumdung,

Erpressung, falsches Zeugniß, Denunciation verloren in den Augen der Römer ihren niederträchtigen Charakter, wenn sie zur Erlangung von Reichthümern führten. Die nächste Folge des Reichthums aber war das Ueberhandnehmen des Luxus und die daraus hervorgehende Verweichlichung und sinnliche Ausschweifung. Ehrgefühl, Vaterlandsliebe und Freiheitssinn waren dem Herzen des römischen Volkes bis auf die Namen entschwunden. Rom war nur noch im Laster groß!

Das war das goldene Zeitalter der Cäsaren, der Nachfolger des großen Cäsar.

Das waren die Zeiten, welche einzig und allein durch das Uebergewicht des Soldatenthums über das Bürgerthum geschaffen wurden, Zeiten, welche nicht möglich sind und nicht möglich waren, als die Helden und Sieger vom Pfluge in die Schlacht gingen, und von der Schlacht an den Pflug. Ja, das waren die Zeiten, welche mit dem Cäsarenthum begannen und mit jedem Cäsarenthum nothwendig verbunden sind.

Wird, kann das französische Cäsarenthum andere Früchte zeitigen?

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Als ich zum vorletztenmale Paris verließ, warf ich noch einmal einen Blick über Frankreich, über

Paris, über dieses Paris, dessen Geschichte auf den Pflastersteinen der Straßen geschrieben steht.

Ich überblickte noch einmal alle Parteien.

Ich erkannte die Napoleoniden, die alle zusammen keinen Napoleon ausmachen, und dessen Name dennoch gewaltig genug war, Frankreich Hoffnung und Zuversicht auf seinen Neffen einzuflößen, der sich nicht durch das, was ihm gelang, sondern durch das, was ihm mißlang, berühmt machte.

Ich sah die Anhänger des unglücklichen legitimen Königshauses sich im Schweiße ihres Angesichts vergebens abmühen, dem erhabenen Haupte des Sprößlings der Bourbonen die Krone wieder zu verschaffen.

Die legitime Herrschaft ist todt in Frankreich; nur Usurpatoren und Prätorianer können daselbst noch Glück machen, weil Frankreich den Wechsel will, und wie viele Kaiser können ihm die Prätorianer nicht machen? Hatte nicht Rom an einem Tage oft drei Kaiser? Jeder Feldherr in jeder Provinz machte sich selbst zum Kaiser oder ließ sich von seinen Soldaten dazu machen.

Wird ein solcher Zustand diesem unruhigen Lande endlich genügen?

Wird ihm der Zustand permanenter Unruhe, permanenten Bürgerkrieges endlich die Ruhe geben?

Ich überblickte es endlich noch einmal, das Heer

der Schriftsteller, die Feuilletons-Helden, welche mit so großer Leichtigkeit über die Millionen und die schlechten Leidenschaften verfügen, welche, statt eine Schilderung ihrer Zeit zu geben, diese in Träumereien eines Utopien einführte, welche das Volk demoralisiren mußte.

Aber diese Millionen-Träumereien, welche ihr Leben mit eingebildetem Luxus umgeben, sehen aus, als wären sie nicht dafür geschaffen. Man konnte leicht bemerken, daß der Luxus keine Gewohnheit für sie war, sondern die Folge von Anstrengung der Phantasie. Je mehr diese Romanschriftsteller sich bemühten, die vornehme Welt in ihrem täglichen Leben zu schildern, um so deutlicher erkennt man darin forcirte Studien.

Man sieht recht gut, daß der größte Theil dieser Schriftsteller aus Dachstübchen und Hütten hervorgegangen und durch viele Gassen gelaufen ist, ehe er in die Salons gelangt. In den Salons setzt sie Alles in Verwunderung; man sieht, daß die neue Atmosphäre sie beengt, doch um dies nicht merken zu lassen, reißen sie sich mit Hochmuth heraus. Gern wollen sie für große Herren gehalten sein, indem sie viele kleinliche Details über das Dienstwesen geben.

Das ist keine Schilderung des täglichen Lebens einer Classe der Gesellschaft; ich glaube vielmehr immer

einen Haushofmeister zu sehen, welcher den Dienstboten im Schlosse Unterricht ertheilt. Man bemerkt, daß diese Herren ihre eingebildeten Diener schaffen und abrichten, während sie in den guten alten Häusern bereits fertig sind.

Ich war einmal im Stande, die allmälige Umwandlung dieser neuen Herren zu betrachten. Ich sah sie aus einer unbekannten Welt in den Gegenden einer eleganten Welt ankommen und nach tausend Umwegen auf den Boulevards und in dem Café de Paris Fuß fassen. Man bemerkte da den Eintritt des Neuangekommenen. Sein verlegenes Wesen gab sich trotz seiner Keckheit zu erkennen, und man merkte ihm die Freude an, endlich zur Verwirklichung seiner Lieblingsidee gekommen zu sein. Ich sah, wie sie die Lehrzeit der Gebräuche und Ausdrücke dieser für sie so neuen Welt durchmachten.

Im Theater war es eben so. Sie kamen vom Parterre aus über die Sperrsitze nach den vorderen Logen. Bei jedem Vorschritt wechselten sie die Haltung, und am letzten Punkte trugen sie pomphaft ihr nach dem Modejournal geordnetes Haar und ihre frischbehandschuhten Hände. Mit welcher Sicherheit traten sie auf dem rothen Tuche der Logen auf! Wie herrschten sie in den Foyers!

Mit der Zeit bekommen sie Paläste und Equi-

pagen, und man könnte in den Büchern dieser Schriftsteller leicht das allmälige Herabsteigen aus der Dachammer in die Beletage nachweisen.

Wer würde sich nicht aufrichtig freuen, wenn er die Arbeit und den Geist mit Erfolg gekrönt und den Preis bei diesem Wettlaufe davontragen sieht? Aber die Arroganz dieser Sieger stört das Interesse, das sie erregen.

Sonst begünstigte der vornehme Herr den Schriftsteller, jetzt sieht dieser gnädig auf jenen herunter.

Ich erinnere mich, daß der Herzog von Fitz-James, ein so vornehmer Herr er auch war, mit edlem Herzen und chevaleresken Gesinnungen einen dieser Feuilleton-Cäsaren mit seinem Besuche beehrte. Mehrere Tage darauf trat dieser Stutzer im Foyer des italienischen Theaters zu dem Herzoge, entschuldigte sich hochmüthig, daß er den Besuch noch nicht erwiedert habe, und gab als Grund an, daß er es nicht gewohnt sei, Besuche zu machen. — Es ist ein großes Glück für Sie, daß es Ihr Vater war; versetzte der Herzog.

Ich sah die Republikaner von gestern und von heute; ich sah die Pariser Bevölkerung, welche man so oft mit einer galanten Dame verglichen hat.

Ich möchte sie mit einer Koketten vergleichen, sagte ich zu einem Freunde, und dieser entgegnete mir:

Giebt es denn einen Unterschied zwischen einer koketten und einer galanten Frau?

Nun, ich dächte, versetzte ich; es herrscht zwischen Beiden derselbe Unterschied, wie zwischen einem Narren und einem Witzling. Diese Pariser, fuhr ich fort, besitzen jene Koketterie, welche unseren kränklichen Sitten anhaftet, im höchsten Grade, ich brauche sie nur an einen ihrer Landsmänner zu erinnern, welcher seine eigene Nation auf eine Weise charakterisirt hat, die wir nicht genug beherzigen können.

Es giebt in diesem Augenblicke fast keinen, sagt er, der ein Atom von Glauben hat, der die kleinste Tradition beobachtet. Wir halten uns nicht mehr an das Substantielle, sondern an das Unwesentliche in den Dingen, die uns am meisten zusagen. Die Irrlichter leiten uns in Allem. Wir streben nicht einmal nach dem Glück, sondern nach dem Schein desselben. Selbst die Athener bieten in dieser Beziehung keine Analogie mit uns. Die Zeitgenossen des Alcibiades waren nur frivol und leichtsinnig, aber sie hatten doch dabei eine gewisse Energie. Juvenal's Römer waren lasterhaft, aber sie hatten doch die Leidenschaften, welche Kraft verrathen. Das Alterthum mißbraucht den Geist und ist dadurch so verweichlicht, daß es keine Männer mehr giebt.

Ich fürchte, wir handeln jetzt nicht mehr aus

Neigung zu einer unbezwinglichen Persönlichkeit oder mit der Einheit eines bestimmten Planes, oder auch nur, um ein wohlüberlegtes Interesse zu befriedigen. Frankreich war daran gewöhnt, durch eine beispiellose Thätigkeit die erstaunlichsten Civilisationswunder in Aufnahme zu bringen. Unsere Väter gaben sich mit blinder Wuth den unbesonnensten, aber die energischste Thätigkeit in Anspruch nehmenden Brutalitäten hin. Die Fronde verwickelte sich in wilde revolutionäre Pläne, die ernsterer Natur waren, als man glaubt. Selbst das achtzehnte Jahrhundert war trotz seiner unerbittlichen Negation durchaus aufrichtig; die ganze Revolution war eben so entsetzlich durch die Ehrlichkeit ihrer Unthaten, als grnßartig in der tiefen Bedeutsamkeit ihrer Verwegenheit. Noch unter der Kaiserherrschaft waren unsere geringsten Mienen eine That, unsere geringsten Worte ein Ereigniß.

Jetzt aber besitzen wir keine Leidenschaften mehr, weder durch Temperament noch durch die Macht der Phantasie, noch durch Reflexion.

Wir geben uns ganz den Launen des Augenblickes hin; der innere Heerd ist ausgebrannt, und unser Wille hat keinen bestimmten fixen Pol. Daher ist es sehr natürlich, von dem Abend bis auf den Morgen für und gegen ein Princip zu sein, bald die Tradition anzugreifen und bald das Hergebrachte zu

loben, je nachdem man verdaut; in einem Augenblicke Robespierre und Ludwig XVI. zugleich zu schätzen, und an Gott zu glauben oder Atheist zu sein, je nachdem es Mode ist.

Wer hat jetzt eine Religion des Herzens und des Geistes? Wer hat ausschließliche Sympathien und unüberwindliche Antipathien? Wer ist jetzt durchgängig tugendhaft, oder lasterhaft, oder ehrlich? Man erreicht jetzt nichts als den falschen Schein der guten Eigenschaften oder Fehler, welche für die Stellung, welche man einnehmen will, am passendsten sind; es ist selbst dem begabtesten Menschen nicht mehr vergönnt, eine fruchtbare und lebendige Originalität zu bewahren, denn die Convenienzen der Gesellschaft unterdrücken despotisch den individuellen Willen. Man muß sich daher völlig passiv verhalten, bis man eine bestimmte Stelle eingenommen, und deshalb ist auch die einzige Thätigkeit, welche man mit Erfolg anwenden kann, nicht die der Logik oder der Vernunft, sondern des Zufalls und der Einbildung.

Aber am schlimmsten ist die religiöse Koketterie der Franzosen. Welch ein jämmerlicher Comödiantenscherz war jene letzte katholische Reaction, die von Dichtern und Journalisten in den Boudoirs in Aufnahme gebracht wurde. Was für Skandale und Unsittlichkeiten besudelten alle Gewissen, während man

die heiligsten Erinnerungen um die Wette mißbrauchte, um damit eine Situation in einem Roman, einem Drama, ja selbst in einem Feuilleton zu überfirnissen. Aber hat man irgendwo gehört, daß diese scheinheiligen Phrasenmacher ihr Herz vorher gereinigt oder ihre Finger von dem Staube eines feilen Goldes abgewaschen? War es doch in den letzten Wintern guter Ton, auf den Bällen mit seiner Tänzerin über Christenthum zu schwatzen. Die schönsten Westen in den Bouffes ließen mitten auf der Brust des Dandys eine symbolische, in ein Kreuz geschlungene Cravatte sehen. Jeder hätschelte sein Gewissen mit schönen Wahrheiten, die ohne Anwendung blieben. Es war ein allgemeines Schönthun mit einer Religion ohne Dogma, einer Moral ohne Grundsätze, denn nie hat man gehört, daß der unreine Strom der Verleumdung auf diesen heiligen Zungen versiegt sei.

Es war nicht selten, Republikaner zu sehen, die sich in superfeinen, mit Wappen geschmückten Battist schnäuzten, daß man glauben könnte, ihr Fuß habe die Betstuben Karlistischer Gräfinnen betreten. Andere sind dabei ertappt worden, wie sie mit duftenden Handschuhen sich daran machten, das Straßenpflaster aufzureißen, als die Barrikaden gegen die Aristokratie errichtet wurden. Man zählte nicht auf diese koketten Demokraten.

Die Lorgnette ist für gewisse Leute bei öffentlichen Feierlichkeiten das, was der Fächer für die Spanier ist. Es giebt Stutzer, die es zu vermeiden suchen, jung auszusehen und gute Augen zu haben. Sie würden dann das Recht verlieren, sich mit einem Kreis von Schildkrötenschale unterhalb ihrer Augenbrauen zu schmücken, der ihnen so wohl steht. Wie weit es nicht mit uns gekommen, daß man sich schämt, jung zu sein und der Sonne und den schönen Frauen gerade in's Gesicht zu sehen.

Was soll man von einem Liebenden denken, der einem jungen Mädchen, für das er zu brennen sich rühmt, keine andere Blume anzubieten hat, als die bedeutungslose Camelia? Wer würdigt jetzt den Glanz und die Reinheit der Lilie oder den Balsam der Rose? Ach, die Natur selbst bringt nicht mehr die einfachen und schönen Erzeugnisse hervor, die sonst ihre schönste Pracht waren!

So klagte mein Franzose, und obwohl ich nicht unterlassen konnte, über seine Jeremiade zu lächeln, welche sich über die Männer und die Frauen, über die Menschen und über die Natur, kurz über Alles beklagte, so mußte ich ihm doch darin beistimmen, daß die Gesellschaft überall, aber namentlich in Frankreich, sehr erkrankt sei, und daß wir schwerlich einen Arzt für diese Zustände finden werden, wenn nicht — Gott.

Der Säbel und die Presse, Jesuiten und Demokraten, nichts vermag die Welt von der Zerrissenheit zu retten, in welche sie die Ideen gestürzt haben, welche leider jetzt zu übermächtig geworden sind, als daß sie ausgerottet werden könnten, ohne selbst denen Unheil zu bringen, welche gegen sie ankämpfen und sie zu erdrücken suchen.

Den Kampf vertagen, heißt das die Gesellschaft retten?

V.

Einer der nun auch begraben ist.

Wohl Wenige unserer Leser, welche mit den Persönlichkeiten vertraut sind, die im heutigen Paris eine Rolle spielen, haben die Zeichnung verkannt, welche ihnen den Doctor Drogue unter einem allerdings falschen Namen vorgeführt. Seitdem nun aber das Original nicht mehr unter den Lebenden ist, kann auch die Maske fallen, und der Doctor Véron, wie er leibt und lebt, steht vor uns.

Nach einem Artikel aus einer mit den Pariser Verhältnissen sehr vertrauten Feder, welche in der Presse eine kurze Skizze des guten Doctor Véron gegeben, liegt dieser Charakter, abentheuerlich wie fast alle, welche während des zweiten Empire eine Rolle spielten und spielen, klar genug vor uns.

In folgenden Worten ist Doctor Véron eben so wahr wie trefflich geschildert:

Abweichend von seiner sonstigen Gewohnheit, war Ludwig Napoleon dem dicken Herrn gegenüber sparsam mit Begünstigungen, undankbar fast; ihm widerstrebte die plebejisch plumpe Persönlichkeit des ergebenen Mannes; selbst die Sittenlosigkeit des ehemaligen Apothekers mißfiel dem Kaiser der Franzosen, ob er gleich in dieser Beziehung nicht sehr streng ist, wie es die Zusammensetzung des kaiserlichen Hofes beweist und streng zu sein nicht das Recht hat. Alles, was Doctor Véron für geleistete Dienste erhalten konnte, war eine Regierungscandidatur, was so viel heißt, als ein Sitz im gesetzgebenden Körper. Und daß der edle Véron dem Bonapartismus wesentliche Dienste geleistet, kann der Uebelwollendste nicht bestreiten und müßte wohl dem Dahingeschiedenen in Rechnung gebracht werden, wenn der Mann nicht, jeder Ueberzeugung verschlossen, bei seinem Thun und Lassen lediglich durch die Aussicht auf materiellen Gewinn geleitet worden wäre.

Doctor Véron war ein Händler, ein Großhändler wenn man will, eben nichts anderes, nichts mehr. Doctor Véron war mit allen Fehlern und Lastern des Bourgeois behaftet, ohne daß er dessen Vorzüge besaß. Er war schlau, habsüchtig, eitel, ohne Sorgfalt für seine Würde, ohne jeden Grundsatz, ehrgeizig in kleinem niederen Sinne, faul, beschränkt und feig;

andererseits war er ausschweifend, von unordentlichem Lebenswandel, cynisch, rücksichtslos, ohne Scheu vor dem Skandal. Durch den enormen Umfang seiner Leiblichkeit sowohl als durch die übermäßige Genußsucht und Frivolität, sowie die Gemeinheit der Weltanschauung erinnert der gewordene Bonapartist an eine der komischsten Gestalten, die Shakespeare's Meisterhand gezeichnet, an den wackern Fallstaff, der, während die Anderen im blutigen Kampfe gegen einander wüthen, sich verborgen hält und, wenn der Kampf zu Ende ist, hervorkriecht, um den Sieger zu preisen und den Besiegten zu verunglimpfen. In Paris und ganz Frankreich hat man mit gelacht über die Thaten und Werke des edlen Doctors, der unter allen Umständen sich an die rechte Schüssel zu setzen und sich die Suppe fett zu machen gewußt. „Charivari" und die anderen Lachblätter haben eine Zeitlang von den Drolligkeiten gelebt, die der Doctor auf seine Laufbahn gestreut.

Allein Meister Véron lachte über die Lacher, denn sein Treiben, das den witzigen Leuten so possirlich vorkam, und zu zahllosen Epigrammen Anlaß gab, hat ihm so viel eingebracht, daß er der berühmten Tragödin Rachel, die an der Persönlichkeit des Doctors kein Wohlgefallen finden konnte, 50,000 Francs für eine lustige Nacht bezahlen konnte, ohne daß ihm die

Ausgabe irgendwie empfindlich gewesen wäre. Das Abentheuer hat seiner Zeit sehr von sich sprechen gemacht, und Mancher, der der verhätschelten Schauspielerin alle möglichen Extravaganzen und Ausschreitungen nachsah, wollte ihr die bezahlte Gefälligkeit gegen Herrn Véron nicht verzeihen, die jeder Illusion in Anschauung der Phädra und Athalia den Garaus machen mußte.

Wenn Doctor Véron einige hervortretende Züge des Bourgecis an sich trug, so war er doch eine eigene typische Gestalt, die eben nur unter dem Pariser Himmel gedeihen und sich entwickeln konnte und deren Lebensgeschichte, wie kaum eine andere, die Welt der Seinestadt, des modernen Babylon kennzeichnet. Weder der Hohn, der den Doctor bei seinen verschiedenen Unternehmungeu begleitete, noch die üble Nachrede, welche den Wüstling und Meister der Orgie verfolgte, konnte den reichen Mann um die gesellschaftliche Stellung bringen, die er durch Gewandtheit und Glück sich gewann.

Welcher Art diese gesellschaftliche Stellung gewesen ist, wird sich am besten aus der Angabe der Personen erkennen lassen, die mit ihrer Theilnahme das Krankenbett des Doctors umgaben. Se. Eminenz, der Erzbischof von Paris, Monseigneur Darboys, kam häufig in das Haus des Doctors, um sich persönlich

nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Der Minister des Innern, Herr von Lavalette, machte ebenfalls Besuche bei dem Kranken, und wenn ihn die Staatsgeschäfte verhinderten, selbst zu kommen, schickte er einen Diener, um Erkundigungen über den Zustand des Kranken einziehen zu lassen. Auber, der berühmte Componist und Director des Conservatoriums, ließ keinen Tag vorübergehen, ohne bei dem Kranken sich einzustellen. Die Schriftsteller, Sainte-Bauve, Cuvillier-Huvry, Roqueplan, der Abgeordnete Deviek, der Director der Großen Oper, Ferrin, nnd noch viele andere Berühmtheiten fanden sich ein, um dem Doctor ihr Mitgefühl zu bezeigen.

Doctor Véron ist ein geborener Pariser und hatte auch in Sprache, Herz, Bewegung und Benehmen die Eigenheit des Parisers; auch besaß er die Schlauheit, die Verwegenheit der Berechnung, den Unternehmungsgeist des Parisers. Sein Vater war ein Papierhändler und, wohlhabend genug, um seinem Sohne eine wissenschaftliche Ausbildung in den Schulen geben zu lassen.

Im Jahre 1820 war der junge Véron Doctor der Medicin und es stand ihm frei, sich mühselig in dem weiten Paris eine Praxis zu suchen. Doch hätte er nicht dürfen Er sein, um diesen endlos langen Weg bis zu einem sichern Ziel einzuschlagen. Damals, —

es war, wie das Datum zeigt, unter der Restauration, — stand die Gesellschaft Jesu in großem Ansehen und verfügte über Stellen und Aemter; der junge Doctor schrieb daher Artikel für die fromme „Quotidienne“ und hielt Vorlesungen über Physiologie in dem sogenannten „Verein der guten Christen“, welcher zu dem Zweck gegründet worden, die Jugend mit monarchisch religiösen Werken der Literatur und Wissenschaft bekannt zu machen. Auch ging um jene Zeit der junge Doctor viel in die Kirche. Mit all diesen Zugeständnissen an den Pietismus war es auf die Stelle eines Bibliothekars an der medicinischen Facultät abgesehen; doch schlug der Plan fehl und die Selbstverleugnung des jungen Mannes war umsonst gewesen; nur hat sie gezeigt, daß der Doctor bei seinem Jagen nach Erfolg nicht gesonnen war, sich durch Grundsätze oder durch einen übertriebenen Begriff von der eigenen Würde stören zu lassen.

Im Jahre 1824 hat Doctor Véron durch Verbindungen und große Protectionen es dahin gebracht, daß er durch Herrn de Larochefoucauld als Arzt der königlichen Museen angestellt wurde. Zum ersten Male erregte er den öffentlichen Spott. Alle Welt fragte, ob einem Arzte in der Stellung des Herrn Véron die Aufgabe zufällt, den Statüen die gebrochenen Arme und Beine einzurichten?

Bald nach dieser Versorgung fand Doctor Véron Gelegenheit, den Grund zu seinem Glücke zu legen, indem er die ganze Hinterlassenschaft seines Vaters, 40,000 Francs auf den Betrieb des Geschäftes mit der „Pate Regnault" einen Teig gegen Lungenbeschwerden, zu wenden die Entschlossenheit hatte.

Durch diesen glücklichen Wurf sicherte sich der kluge Mann eine jährliche Rente, welche auf nicht weniger als 100,000 Francs anwuchs, die er bis an sein Lebensende einstrich.

Der Doctor war keinesweges der Mann, bei dem Erreichten stehen zu bleiben. Er wollte höher hinaus, und da es seinem klaren Blicke nicht entging, daß damals die Feder in Frankreich die geeignetste Waffe war, durch die man Güter und Ehre erkämpfen konnte, blieb seine Aufmerksamkeit unabläßig der Tagespresse zugewandt. Und so wie der Sturz des Ministeriums Vittéle den Verlust der Anstellung bei den königlichen Museen nach sich zieht, findet Herr Véron eine Thätigkeit bei dem „Messager", der constitutionelle Grundsätze vertheidigt, die der „Quotidienne" ein Gräuel sind. Kurz darauf erhielt er die oberste Leitung der „Revue de Paris", welche Herr Aquado in's Leben ruft und die sich, wenn auch nur vorübergehend, große Haltung zu verschaffen wußte.

Die Brücke zu den Verhältnissen war somit ge-

baut, die aus dem Umsturze von 1830 hervorgingen. Die neue Gewalt verlieh ihm die Direction der Großen Oper, welche ihm ein beträchtliches Vermögen eintrug. Das Meiste in dieser Stellung verdankte der Unternehmende allerdings dem Glücke; denn es war nicht sein Verdienst, daß um jene Zeit auf allen künstlerischen Gebieten der mächtigste Zeugungsdrang und eine erstaunliche Fruchtbarkeit sich kundgaben; daß Meyerbeer, mit Italien und Deutschland unzufrieden, sich nach Frankreich wendete, um da seine Erfolge zu suchen. Doctor Véron sträubte sich genug gegen die Aufführung von „Robert der Teufel". Nicht nur mußte der Componist alle Kosten der Vorstellung übernehmen, sondern sich noch zur Ausbezahlung einer beträchtlichen Summe Geldes an den habsüchtigen Director für den Fall verpflichten, als die Zahl der Aufführungen nicht eine vorher bestimmte Höhe erreichen würde.

Auber trat mit seinem „Philton" und „Serment", Halevy mit seinem Meisterstück die „Jüdin" auf. In dem Ballete „La Sylphide" setzten die Beine der Taglioni die Pariser Liebhaber in Erstaunen. Doctor Véron mußte reich werden.

Kaum entzog die Kammer der Großen Oper die Unterstützungssumme von 1,900,000 Francs, als auch der wohlberathene Vorsteher der Anstalt von

dem Posten zurücktrat. Sein Nachfolger ging zu Grunde.

Wie jeder Franzose trug Doctor Véron heißes Verlanges nach dem Orden der Ehrenlegion und als Director der Großen Oper bewarb er sich um die vielbegehrte Auszeichnung. Damals aber war es noch nicht dahin gekommen, daß eine sich unsicher fühlende Herrschaft jeden Taugenichts durch ein Ehrenkreuz zu gewinnen suchte. Der Herzog von Orleans widersetzte sich mit großem Nachdrucke der Verleihung an den Theaterdirector, welche, wie er meinte, von dem Heere übel genommen werden könnte. Meister Véron ließ sich aber durch die Zurückweisung nicht abschrecken, nahm zu einer Spitzfindigkeit seine Zuflucht und ließ sich als Arzt von Arfila, dem Vorsteher der medicinischen Facultät, dem damaligen Minister des öffentlichen Unterrichts, Guizot, empfehlen und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion in seiner Eigenschaft als Doctor der Medicin.

Mit dem Erfolge wuchs der Ehrgeiz des edlen Véron. Nun hatte er Geld, einen Orden, Verbindungen, Ansehen und Einfluß; warum sollte er nicht als Liberaler einen Sitz in der Kammer der Abgeordneten erhalten. In dem Wahlbezirke von Londerneau trat er als Candidat auf, hatte aber das Mißgeschick durchzufallen, und zwar, weil es den guten Leuten

dieses Kreises widerstrebte, einem Manne ihre Stimmen zu geben, der sein Vermögen dadurch erworben, daß er der Menge halbnackte Frauenzimmer gezeigt und von dem man auch sonst noch Geschichten erzählte, die eben nicht auf eine allzu strenge Moral deuteten. Seit dem Bestande des zweiten Kaiserreichs ist freilich diese rührende Einfalt der Sitten nicht mehr vorhanden und die Wähler von Sieau nehmen es nicht so genau und geben ihre Stimme dem guten Doctor Véron, dem ehemaligen Theaterdirector, dem berüchtigten Sybariten.

Da es dem armen Doctor nicht vergönnt war, im Parlament für das Heil des Landes zu wirken, so beschloß er aus den Spalten eines politischen Zeitblattes sich eine Leiter zu höherem Einflusse zu bilden, und außerdem durch Verbindungen mit politischen Persönlichkeiten seinem Ehrgeize Vorschub zu leisten.

Unter den politisch hervorragenden Männern jener Zeit war es Thiers, dem Doctor Véron sich anzuschließen für zweckmäßig hielt, und der berühmte Mann verschmähte es nicht, mit dem Geschäftskundigen Gefälligkeiten zu tauschen; auf sein Drängen brachte Herr Véron zwei Actien des „Constitutional“ käuflich an sich, wodurch er Verwalter und und unterzeichneter Garant des einflußreichen Blattes wurde.

Beide, Zeitung und Gerant, gehorchen nun den Winken und Eingebungen des Herrn Thiers; sie befehden mit derselben Erbitterung, wie der Ministercandidat selbst das Cabinet vom 13. Mai und unterstützen aus allen Kräften die Männer, welche am 1. März 1840 die Leitung der Geschäfte übernahmen und an deren Spitze der kleine Intriguant regierte, welcher durch rednerische Aufschneiderei die heilige Allianz in Bestürzung versetzte, und das alte Europa aus seinem süßen Schlummer weckte.

Im Jahre 1844 machte Herr Véron durch den Ankauf der übrigen Actien sich zum einzigen Eigenthümer des Constitutionnel und man muß gestehen, daß der umsichtige Mann auch diese Barke mit Geschick zu lenken verstand. Zwar ging es abwärts mit der Zeitung, seitdem sie ihre oppositionelle Stellung aufgegeben und sich zur Vorkämpferin der Regierungspolitik gemacht. Schon war die Zahl der Abonnenten auf 2000 herabgeschmolzen, als Doctor Véron ein heroisches Mittel in Anwendung brachte, durch welches nicht nur die Gefahr abgewendet, sondern ein großer Aufschwung erzielt wurde. Die „Geheimnisse von Paris" des Eugen Sue, im Feuilleton der „Débats" veröffentlicht, hatten soeben einen Sieg davon getragen, wie sich dessen nur sehr wenige Werke vor und nach dieser Erscheinung rühmen können. Den phantastischen

Schilderungen der Abgründe des Pariser Lebens war es gelungen, die lesende Welt dies- und jenseits des Oceans zur lebhaftesten Theilnahme hinzureißen. Herr Véron begab sich zum Verfasser der Mysterien, bot ihm 70000 Francs für einen langgedehnten Roman und veröffentlichte nach kurzem im Constitutionnel den „Ewigen Juden" der in wenigen Tagen die Zahl der Abonnenten des Blattes auf 30000 emporbrachte, der nun freilich den frühern Beschützern Véron's von der Gesellschaft Jesu nicht recht gefallen konnte. Andere Zeiten, andere Sitten, andere Gedanken, war immer das Losungswort des Doctors.

Der Politik Thiers' folgte der Constitutionnel bis zum Jahre 1840; er unterstützte die Männer der Reform und die Bestrebungen der Banketts. Nach der Februarerhebung zeichnete er 14000 Francs für die verwundeten Republikaner und wirkte bei der Präsidentenwahl mit Girardin's „La Presse" um die Wette gegen Cavaignac und zu Gunsten des Prinzen Napoleon. Die Artikel in diesem Sinne sind alle von Thier's eingegeben oder gar geschrieben. Erst nachdem das erste Sendschreiben des Prinzen-Präsidenten an die Kammer die napoleonischen Absichten durchblicken ließ und Thiers, erkennend, daß er auf einen falschen Weg sich habe verlocken lassen, umkehrte und der neuen Gewalt sich entgegenstellte, fiel Véron

von dem Patron ab und folgte mit geschlossenen Augen den Weisungen, die aus dem Elisée und nachmals aus den Tuillerien kamen. Bei allen Winkelzügen des Präsidenten war der Constitutionnel behülflich. So bekämpfte er das Gesetz vom 31. Mai, wodurch die Kammer, von der Regierung weggefegt, das Stimmrecht beschränkt und ihr eigenes Todesurtheil votirt hatte.

Der Staatsstreich wurde in den Spalten des Constitutionnel bejubelt und als die große That des Jahrhunderts gefeiert. Dies trug dem Herrn Véron das Officierkreuz der Ehrenlegionen ein. Die Einrichtung des Kaiserthrones wurde nicht minder bejubelt.

Indeß wurde die Gewalt immer despotischer, unzugänglich — und zeigte sich von einer krankhaften Empfindlichkeit jedem Widerspruche gegenüber. So geschah es, daß der Constitutionnel, der Bonapartistische Schildknappe, zwei Verwarnungen erhielt; dadurch fühlt Meister Véron sich sehr gekränkt und zwar in seinen Interessen, und da ihm für das Blatt eine Riesensumme geboten wurde, schlug er es los. Der Käufer war Mirès mit Einverständniß und unter dem Einflusse der Regierung. Von da ab hat Herr Véron, wenn man seine Thätigkeit im gesetzgebenden Körper, die in Aufstehen und Niedersetzen und in

Abgabe der Stimmzettel bestand, in Abrechnung bringt, procul negotiis ausschließlich den Freuden der Tafel und sonst gemeinsinnlicher Genüsse gelebt.

Trotz des Reichthums, den Doctor Véron sich erworben, trotz den hohen Stellungen, die er einnahm, trotz der wichtigen Ereignisse, in die er verwickelt gewesen, blieb er eine komische Figur, die Niemand ernst nahm. Wenn er über die Boulevards schritt, zeigte man sich lachend den dicken Prasser, der für nicht weniger als dreißig Franks zu Mittag essen konnte. Der Mann hätte wirklich Senator werden sollen, aber er ist es nicht geworden, der gute Doctor Véron und er hat sich bei den hübschen Pariserinnen der Demimonde und bei den Schauspielerinnen dafür zu trösten gewußt. Er wußte es sehr genau, der gute Mann, wo es irgend eine Blume gab, deren Blüthe noch in der Entwickelung begriffen war, und er hat sicher sich etwas kosten lassen, solche Knospen zu brechen. Doctor Véron war Feinschmecker in jeder Beziehung. Aber zuweilen doch sind ihm seine Liebesabentheuer wirklich etwas theuer zu stehen gekommen, aber er konnte es ja thun, er hatte die Mittel dazu, und solche Leute müssen sein; das Zeitalter eines Napoleon III. kann keine andere Bürger zeitigen. Rom in seinem Verfall hatte genau eben solche Bürger, ganz denselben Typen aufzuweisen, wie das heutige Paris. Wahrlich ein

Vergleich solcher Persönlichkeiten wäre eben so interessant wie lehrreich. Nun, die Erde werde ihm leicht, dem guten Doctor Véron; er hat gelebt und ist gestorben und wahrlich mehr kann man am Ende von keinem Menschen sagen. Er wird vergessen werden und die Zeit wandelt über seine Asche hinweg, wie über die unsere dereinst.

VI.

Die Rückkehr von Cayenne.

Es ist eben so wunderbar, wenn Jemand, der der trockenen Guillotine verfallen ist, wieder zum Leben zurückkehrt, als es wunderbar war, wenn Jemand, der vor dem Revolutionstribunal angeklagt war, mit dem Leben davon kam.

Jeannettens Bruder war dieses Wunder wirklich begegnet.

Favre hatte nicht gelogen, als er erklärte, er würde für die Befreiung des jungen Dijou wirken; er hatte es gethan und auch wirklich erreicht. Dijou befand sich auf dem Rückwege nach Paris, während Favre voll Groll darauf sann, wie er an Düroc sich rächen könne, der ihm seine in der That von ihm geliebte Jeannette, wie er sich ausdrückte, entführt hatte.

Der junge Mann sah allerdings wie ein Gespenst aus, denn die Sumpfluft von Cayenne bricht in kurzer Zeit den kräftigsten Körper, macht ihn siechen, bis er zerfällt. Warum war der Unglückliche deportirt worden? Er war beschuldigt worden, an Verschwörungen gegen das Empire sich betheiligt zu haben. Er sollte namentlich und hauptsächlich Mitglied der Marianne sein!

Marianne! — Wer hat nicht diesen verhängnißvollen Namen gehört? — Das rothe Gespenst, welches Napoleon so gut zu gebrauchen verstanden, um Frankreich, ja ganz Europa in Schrecken zu versetzen, war hauptsächlich aus der Vexirbüchse der Marianne hervorgegangen. Diese entsetzliche Gesellschaft, welche über ganz Frankreich verbreitet war und Napoleon's geheime Polizei in athemloser Bewegung hielt, hatte sich in ein so geheimnißvolles Dunkel gehüllt, daß es trotz aller Mouchards nicht möglich war, ihr eigentliches Wesen zu ergründen.

Napoleon hielt die Revolution darnieder; der zweite December hatte die Pariser belehrt, daß die Zeit der Barrikaden vielleicht für immer vorüber sei und daß die Armee sich nicht so leicht auf Seiten der Bürger schlägt, wenn sie merkt, daß eine feste, unerbittliche Hand sie führt. Der zweite December war gut eingefädelt; Napoleon hatte gute und energische

oder, besser gesagt, verzweifelte Freunde genug, welche wußten, daß sie va banque spielten. Wenn der Staatsstreich mißlang, mußten sie Alle über die Klinge springen — nur der Sieg konnte retten.

Aber Bonaparte, der Mann von Straßbourg und Boulogne, zitterte, es wurde ihm schwül zu Muthe; es war kein Spaß, das Volk von Paris, welches eine Bastille gestürmt, das Volk von Paris, welches mit den Bourbonen und Orleans fertig geworden — es kämpfte wieder in den Gassen und auf den Barrikaden — der Decembermann zitterte.

Aber die verzweifelten Spieler, die ihn umgaben, zitterten nicht, zwangen Napoleon, den blutigen Strauß auszufechten oder vielmehr sich still und ruhig zu verhalten, während sie das Volk niederkartätschten — es ging ganz nach Wunsch — Bonaparte hatte kaum seine Cigarre ausgeraucht — da war das Kaiserreich geboren.

Ohne ein paar tüchtige Aderlässe wird's nicht gehen, hatte einer der später gut belohnten Säbelmänner gesagt.

Pah! versetzte Napoleon, wozu Blut fließen lassen? Haben wir nicht Cayenne?

Ja, die trockene Guillotine hat das Ihrige gethan, um dem Staatsstreiche vom zweiten December nachzuhelfen. Besonders auf die Mitglieder der Marianne

hatte man es abgesehen; aber, wie gesagt, so viele Mühe man sich auch gab, die furchtbaren Verschwörer aufzufinden, es waren nur ganz einfache Arbeiter, die man zur Rechenschaft zu ziehen vermochte, und die Gerichtshöfe konnten nur selten mehr als höchstens ein paar Jahre Gefängniß aussprechen.

Im Januar 1853 hatte ein begnadigter politischer Verbrecher dem Centralpolizeicommissar in Nantes das Dasein der Marianne*) enthüllt. Er mochte gut gefabelt haben, dieser Begnadigte, um sich theils dankbar gegen den Retter der Gesellschaft, theils brauchbar zur Bekleidung eines Amtes zu zeigen. Der Zweck der Gesellschaft, sagte er aus, sei die Ermordung des Empereur. Ein gewisser Vadillé spielte dabei die Hauptrolle. Die Enthüllungen wußten sehr verfängliche Thatsachen anzuführen. Die Feierlichkeit der Aufnahme in die Gesellschaft war gemischt mit religiösmystischen und politischen Formeln. Es mußte ein Eid geleistet werden, der das Versprechen enthielt:

---

*) Marianne bedeutete in der Gaunersprache der Gefängnisse die Guillotine, auch nennen die Handarbeiter in ihrem Kauderwelsch die Wein- oder Branntweinflasche la Marie Jeanne. Hinter den eigentlichen Sinn des Namens waren die Gerichte nie gekommen. Einige behaupteten, daß die Republik damit gemeint sei und daß es Sitte gewesen, bei Trinkgelagen am Ende auszurufen: Allons, bouvons à la Marianne!

wenn die Stunde rufe, Weib und Kind zu verlassen, niederzusteigen auf die Straße, um die demokratisch-sociale Republik zu vertheidigen, den Tyrannen zu stürzen und die Verräther der Gesellschaft hinzuopfern. In Wahrheit konnte aber dem furchtbaren Vadillé nicht viel nachgewiesen werden. Versammlungen sollten in der Nähe der Stadt Nantes unter freiem Himmel stattgefunden haben, bei welcher Gelegenheit der Jahrestag der Revolution von 1848 gefeiert worden sei. Das Ende von der Untersuchung war, daß Vadillé und seine Genossen zu zwei Jahren, einige Andere zu achtzehn und zwölf Monaten Gefängniß verurtheilt wurden.

Als der Krieg gegen Rußland ausbrach, glaubten die Feinde und Gegner Napoleon's, die Zeit zur Conspiration und zum Sturze des Empire sei gekommen. Man brachte die zahlreichen Arbeitseinstellungen im Jahre 1855 mit dieser allgemeinen Conspiration der Arbeiterbevölkerung von Frankreich in Verbindung. Selbst die Arbeiter des Arsenals legten die Arbeit nieder; gerade in einem Augenblick, wo die Arbeit durch den Orientkrieg dringend nöthig war. Es kam sogar zur offenen Widersetzlichkeit und zu Gewaltthätigkeiten gegen die Polizei, die nur mühsam durch den Oberst Tegemeier beschwichtigt wurden. In Nantes bekam es das Correctionstribunal mit

den Maurern und Steinmetzen zu thun, welche eine Arbeitskürzung von zwei Stunden verlangten. Der Staatsanwalt sprach es damals angesichts des lauschenden Europa aus: „Diese Arbeitseinstellungen sind nichts als ein Vorwand, hinter welchen sich die politische Agitation versteckt. Seit mehreren Monaten werden die Arbeiter durch geheime Gesellschaften bearbeitet. Die Revolutionäre hatten auf die Abreise des Kaisers nach der Krimm gerechnet. Erst verlangt man nur Lohnerhöhung, eine Forderung, welche bei der herrschenden Theuerung scheinbar gerecht ist; aber es bleibt nicht bei dieser Forderung. Ist erst die Arbeitermasse in Bewegung gesetzt, dann kommt der ware Zweck dieser Arbeitseinstellungen znm Vorschein.“ Es kam bei allen diesen Anklagen und Verurtheilungen nichts heraus. Fortwährend wurde von dem unsichtbaren und heimlichen Getriebe der Gesellschaft Mvrianne gesprochen, und noch immer war eigentlich nichts zu Tage getreten, was irgend einen festen Anhalt hätte bieten können, dieser vermeintlich so furchtbaren Gesellschaft auf die Spur zu kommen. Endlich aber war man so glücklich, eine Persönlichkeit zu entdecken, welche unfehlbar mit der Gesellschaft in der intimsten Verbindung stehen mußte.

Dieser Mann war Sécrétain, welcher auf die Arbeiter in den Schieferbrüchen von Ponts-de-Cé

einen großen Einfluß ausübte. Er führte den Spitznamen Sergeant, weil er als Soldat diesen Rang bekleidet hatte. Sein erster Lieutenant hieß Attibert, ein entschlossener, verwegener Mensch.

Welche entsetzliche Beschuldigung diesen beiden Männern aufgebürdet wurde, geht aus der Anklage hervor. Wie gewöhnlich, nahm der Staatsanwalt auch bei dieser Gelegenheit den Mund sehr voll, um vor den Augen der staunenden und entsetzten Menschheit darzuthun, wie nothwendig eine starke und feste Regierung sei. Das rothe Gespenst mußte seine Rolle spielen, der ruhige Bürger auf die Gefahr aufmerksam gemacht werden, welche ihnen von Seiten der Revolution und der Verschwörer drohte.

Die Geschichte spielte nämlich in Angers, einer Stadt von 40,000 Einwohnern, in der Nähe der Schieferbrüche. Hier sollte die Revolution ausbrechen, von hier aus sollte sie sich über ganz Frankreich ergießen. Natürlich sollte auch an anderen Orten die Revolution sich erheben.

Sécrétain begab sich im Sommer 1855 nach Paris. Hier versammelten sich seine Freunde und Mitverschwörer in einer Schenke, und schließlich erhielt Sécrétain nach Aussage des Staatsanwaltes einen Sack Geld, mit dem er sich wieder auf den Heimweg machte. Der Sack Geld ist allerdings un=

erwiesen geblieben, und Sécrétain behauptete, ihn niemals gesehen, viel weniger in seiner Hand gefühlt zu haben. Die Arbeiter haben auch selten über Säcke Geld zu verfügen; im Besitze solcher Schätze würden sie wohl schwerlich ebensowohl in Paris als anderswo an Revolte denken.

Als Sécrétain von seiner Reise nach Paris zurückkehrte, verbreitete sich das Gerücht in den Steinbrüchen, daß er die Losung zum Aufstande für den 27. August mitgebracht habe. Den Tag zuvor, an einem Sonntage, begab sich Sécrétain in die Steinbrüche, besprach sich noch einmal mit seinen Vertrauten und verließ sie endlich mit der Erklärung, daß er nach Ponts-de-Cé gehe, um von dort die Arbeiter herbeizuholen. Der Plan war also festgesetzt; die Arbeiter sollten sich in der Ebene von Trélazé versammeln und von hier aus gegen zwei Uhr Nachts auf Angres losmarschiren. Vor der Stadt wollten die Verschworenen aus Angers sie erwarten. Dann sollte man Schloß und Kaserne überfallen, ersteres zum Sitz des Revolutionsausschusses machen, Präfectur, Bank und General-Einnahme besetzen und die Einwohner durch Brandstiftung von jedem Widerstande zurückhalten.

Dieser kühne Plan gelangte jedoch nicht zur Ausführung. Die Behörden der Stadt, durch Gerüchte

aufgeschreckt, waren überall in Thätigkeit; die Garnison war consignirt und reitende Gensdarmen wurden nach den Steinbrüchen gesendet. Seit elf Uhr Abends waren die obersten Beamten bei dem Präfecten versammelt.

Die Aufrührer ließen sich .hierdurch nicht stören; sie waren zahlreich in Trélazè versammelt und beschlossen, die dortige Gensdarmeriekaserne anzugreifen. Der Brigadier empfing sie, nur von wenigen Gensdarmen umgeben, und suchte die Angreifer zu besänftigen. Da diese nicht friedlich abziehen wollten, arretirte der Brigadier einen der Arbeiter, Tenau, der mit einer geladenen Pistole unter der Blouse voran stand. Nun nahm die Sache eine ernstere Wendung. Man verlangte die Freigebung des Gefangenen, und die Gensdarmen ließen diesen auch wirklich durch eine Hinterthür entschlüpfen. Tenau begab sich sofort wieder zu seinen Leuten. Die Gensdarmen schlossen sich ein und wurden belagert. Es wurde geschossen, die Thür der Kaserne mit Aexten eingeschlagen. Die Gensdarmen verließen die Kaserne; einige Flintenschüsse, die ihnen nachgesendet wurden, trafen nicht. Jetzt wurde die Kaserne besetzt, der Haufe bemächtigte sich der Carabiner und Säbel, öffnete die Magazine der Steinbrüche, erbrach das Pulvermagazin, bestürmte die Häuser, nahm sämmtliche Waffen, die

im Besitze der Bewohner waren, weg und verschonte auch das Haus des Maire nicht, der übrigens abwesend war.

Wie harmlos bei alledem der ganze volle Angriff war, beweist die Vertheidigung eines Hauses, durch zwei Eheleute, die es allein bewohnten. Der Mann warf Steine, Holz, Scherben, Töpfe vom obern Stock auf die Angreifer hinab, diese schossen auf ihn, trafen nicht und zogen sich endlich ermüdet zurück, da auch die Ehefrau hinter der verrammelten Thür jede Uebergabe des Hauses muthig verweigerte. Endlich flüchtete sich der Mann durch eine Hinterthür ins Freie und die Frau blieb allein als Besatzung zurück. So entsetzlich wurde der Kampf dieser harmlosen Arbeiter der Schieferbrüche von Ponts-de-Cé geführt, denen der Staatsanwalt die gräßlichsten Dinge andichtete, indem er ein furchtbar blutiges Gedicht citirte, durch welches die geheimen Leiter der Marianne die Menge zu allen erdenklichen Gräueln aufstacheln wollten. Dieses Blutgedicht lautete:

Ne vous contentez pas d'effrayer par menace;
Non, amis, agissez, prenez vos pistolets,
Vos fusils, vos poignards, acquisez et les stilets;
Prenez fauex et bâtons; nos poitrines altierés
Et nos bras vigorreux oserent les railler;

On les terrassera et, durant la tempête,
Comme á de vils serpents écrasons-leur la téte...
Du sang, partout du sang; quelle fête sanglante!
Le sang se mêlera á la mer écumante. *)

Der Haufe der Aufrührer, welcher eine Stadt von 40000 Einwohner in Schrecken versetzte, bestand aus sechshundert Mann, welche sämmtlich mit Aexten, Flinten und Piken bewaffnet waren. Diese Armee war in Sectionen getheilt. An ihrer Spitze marschirte ein Trommelschläger, ein fürchterlicher Mensch, der im Verhöre seine Handlungsweise bitter bereuete und erklärte, zur Theilnahme gezwungen worden zu sein. Statt des Banners führten sie ein Schild, mit den furchtbaren Worten: „Sociale Republik". Es war wirklich schauervoll, und man konnte es dem Staatsanwalt nicht verdenken, wenn er diesen nächtlichen Marsch auf's Haarsträubendste seinen gläubigen Zuhörern im Gerichtssaal ausmalte, theils um sein Talent im rechten Lichte glänzen zu lassen, theils um

---

*) Bleibt, Freunde, nicht bei leeren Worten stehen; nein handeln müßt ihr, nehmt eure Pistolen, eure Flinten und Dolche; wetzt eure Messer, ergreift die Sense; unsere muthigen Herzen, unsere kräftigen Arme werden unsere Feinde niederwerfen und ihnen, wie elenden Schlangen, den Kopf zertreten. Blut, nichts als Blut! Welch' Fest, wenn sich das Blut mit dem schäumenden Meere vermischt.

den Leuten einen heilsamen Schrecken vor der Revolution einzuflößen und die göttliche Mission des Empereurs, zum Behufe Ruhe und Ordnung in der ganzen Welt zu stiften, nachzuweisen.

Inzwischen erwarteten die Behörden in Angers des Kommenden, natürlich mit pochendem Herzen. Bis Mitternacht blieb jedoch Alles ruhig, nichts Verdächtiges machte sich bemerkbar. Nun aber vernahmen ein paar Polizeiagenten, daß sich auf dem Maiplatze, wo der Freiheitsbaum gestanden hatte, eine Zusammenrottung bilde. Die Polizisten schlichen sich nun still heran, stürzten dann auf den etwa 40 Mann starken Haufen heran, setzen Alles in Verwirrung und Bestürzung und die guten Leute hatten nichts Eiligeres zu thun, als das Hasenpanier vor drei, sage drei Polizeimännern zu ergreifen, welche jetzt ihrerseits als Trophäen ihres Sieges, den Ersten Besten, der ihnen in die Hände läuft, packen, und unter diesen befindet sich auch der furchtbare Sécrétain, der mit der Pistole in der Hand ergriffen wird.

Nun sind die Behörden von Angers erst von dem Ernst der Situation überzeugt. Die energischsten Anstalten werden ergriffen, um die anrückenden Insurgenten zu empfangen, welche richtig gegen drei Uhr von Trélazé anlangen. An der Brücke vor der Stadt machen sie Halt und beginnen ihre Piken und Säbel

zu wetzen. Aber vergebens warten sie auf ihre Freunde in der Stadt und auf die versprochene Hilfe. Selbst Sécrétain, der doch zum Zwecke vorausgegangen, um in Angres ihren Empfang vorzubereiten, bleibt unsichtbar. Nun ändern die Aufrührer ihren Angriffsplan und nehmen einen andern Weg, um die Stadt von einer andern Seite zu packen. Aber jetzt stürzen die Soldaten aus ihren Verstecken hervor, greifen den Haufen mit gefällten Bayonett an, und die Leute stieben auseinander und versuchen auch nicht den allergeringsten Widerstand. Ein Theil wird auf dem Platze festgenommen, die Flüchtigen wurden zum größten Theil eingeholt und auch der Munitionswagen wurde nach einigen Suchen glücklich auf einer Seitengasse erwischt und auf die Maire gebracht.

So endete dieser Aufstand, aus welcher der Staatsanwalt so prächtig und majestätisch eine Revolution deducirt, die gar nicht hübscher gedacht werden kann. Aber wenn die Bürger gläubig sind, haben die Staatsanwälte leichtes Spiel. Sie können sagen, was sie wollen, ihre Phantasie kann mit Wollust aus einer Mücke eineu Elephanten machen, es wird geglaubt. Die Existenz des furchtbaren Bundes der Marianne ist vorhanden — den guten Bürgern sträubt sich das Haar zu Berge.

Und nun noch gar kann sich der Staatsanwalt

auf das entsetzliche Schreiben berufen, welches einige Tage später in Chalonnes, unfern Angres aufgefunden worden war und wie folgt lautete:

„Unser Aufstand ist festgesetzt, er geschieht den Tag des Buchstaben R., bekannt in unserer Verschwörung. Am gleichen Tage und zu gleicher Stunde werden die vier Theile Frankreichs rufen: Nieder mit deu Tyrannen! Feuer in allen Stadtvierteln! Plünderung und das Blut aller derer, die uns Hungers sterben lassen wollen! Das ist der einzige Ruf, den wir angenomwen haben.“

An einen andern Orte fand man zur selben Zeit einen Zettel angeschlagen, welcher folgendes enthielt:

„Das nächste Mal werden wir's anders machen. Wir werden das Departement erzittern machen, Zehntausend Mann gehören zu uns. Kein Adel, keine Geistlichkeit! Ihr Vermögen wird verkauft werden, wie man es schon einmal gemacht hat. Wir sind beim ersten Schuß bereit!“

Ein Mitglied der Staatsanwaltschaft erhielt während der Assisensitzung folgenden Drohbrief:

„Mein Herr, die Lectüre der Anklageacte, die ich vernommen habe und die Sie in der Angelegenheit der Marianne abgefaßt haben, hat in uns Allen ein Gefühl der äußersten Entrüstung hervorgerufen. Seien Sie versichert, daß wir Ihnen bei der ersten Gelegen-

heit es wiedergeben werden, ich und die Meinen. Der Director der Marianne für Maine und Loire."

Unter solchen Umständen machte es sich denn ganz hübsch, wenn der Staatsanwalt pathetisch ausrief:

Nicht die Noth der Arbeiter war es, welche sie zu einem solchen Gebahren aufgestachelt, vergebens werden diese gemeinen Missethäter nach einer Entschuldigung suchen. In ihrer Verderbtheit, in ihrer Verwegenheit allein ist das Motiv ihrer Handlungsweise zu suchen. Die Schuldigsten, die Rasendsten von ihnen, sind nach den Worten des Maire von Trélazé auch stets die fleißigsten Gäste in den Schenken gewesen.

Ja, dieser Aufstand war das Product einer infamen Verbindung, die keine andere Triebieder hatte, als die Lüsternheit nach Wohlleben, kein anderes Ziel als Raub und Diebstahl. Es war das erwartete Manifest der Marianne, die sich stark genug geglaubt hatte, um eine Stadt von 40000 Seelen im Sturme zu nehmen und Brand und Mord darin wüthen zu lassen. Welch' einen kläglichen Anblick bietet diese Verbindung dar, die so viele Anhänger unter den gierigen und verdorbenen Herzen gefunden hat. Sie hat uns Gefahren gezeigt, die wir zwar sehr wohl kannten, welche aber dem Publikum nicht offenbar waren. Es fällt ja so schwer an das Böse zu glauben! Man vermeinte, diese gefährliche Gesell-

schaft existire nur in der Phantasie der Behörden, oder sie sei nur Spielerei, Kinderei. Heute aber ist keine Täuschung möglich. Die Umtriebe der Marianne liegen vor unser Aller Augen. Es ist nöthig, daß die redlichen Leute erkennen, welche Zwecke sie verfolgt. Können diese noch zweifelhaft sein, wenn Mitglieder der gefährlichen Gesellschaft Proclamationen erließen, wie die folgenden:

„Die öffentliche Meinung ist reif, sie will um jeden Preis ihre Schande abstreifen und ihre Souverainität wieder gewinnen. Ergreifen wir also die erste Gelegenheit, den Tyrannen zu stürzen und endlich jene demokratische sociale Republik zu gründen, welche so lange das Ziel unserer Anstrengungen war."

„Die royalistischen Parteien stehen und halten mit uns; wenn auch nicht aus Sympathie oder Reue, aber sie verabscheuen Bonaparte und hoffen, wenn wir den Sieg erringen, an welchen sie nicht zweifeln, uns abermals zu verrathen und uns die Vortheile unseres Sieges aus den Händen zu winden. Freuen wir uns über ihre thörichten Hoffnungen und benutzen wir sie mit dem Vorsatze, ihre Hoffnungen zu Schanden zu machen."

„Paris ist gegenwärtig nichts als eine Portierloge, ein öffentliches Waschhaus, die Königin der Welt und des Geschwätzes. Der Held des Tages ist vor

allem der Gegenstand dieser Klatschereien. Man muß es wie die Jesuiten machen, und wenn man nichts anderes thun kann, sich wenigstens unter die Verleumder mischen. Beaumarchais sagt: Verläumdet nur immer zu, es bleibt immer etwas hängen."

Mit einer Schauerlichkeit, welche an eine Raub- und Mordgeschichte der guten alten Zeit erinnerte, schilderte der Staatsanwalt dann die Mysterien bei der Aufnahme in den Bund der Marianne, die nach seiner Versicherung nichts als Raub und Mord bezweckte. Alle früheren Gesetze sollten nach dieser Darstellung des Staatsanwaltes durch die Gesellschaft der Marianne aufgehoben, alle constituirten Körperschaften aufgelöst werden; jedes Individuum, das mehr als 50000 Francs besitzt, wird zum Besten des Volkes expropriirt. In jeder Gemeinde wird ein Inventarium von den Producten aller Art aufgenommen werden; diese Producte sollen im Schooße der Gemeinde unter dem Schutze des Volkes niedergelegt werden. Abschaffung der Kirche, Verhaftung aller Adeligen, aller hohen Angestellten und jedes Individuums, das mehr als 100000 Francs hat. Die Güter dieser Leute werden confiscirt. Der Staat erkennt keine öffentliche Schuld an, die Vererbung ist abgeschafft; die Nation, einzige Eigenthümerin des Bodens und alles dessen, was er enthält, hervor- oder einbringt, verbürgt einem

jeden Bürger die Existenz, die Erziehung und die Arbeit, die Frauen sind emancipirt.

Kurz, die Marianne erkennt keine anderen Gesetze, als diejenigen, welche der Begierde freien Spielraum ließen, sie wollte Alles umstürzen, um die Gewalt an Stelle der Gesetze, den materiellen Vortheil an Stelle des Rechtes zu setzen.

Die Marianne wollte sich nicht mit einer neuen politischen Organisation begnügen, sie wollte nicht etwa beim Umsturz der bestehenden Regierung stehen bleiben, nein, gegen sich selbst kehrt sie gleichsam ihre Waffen, indem sie sich selbst gegen die Demokratie wendet, gegen Diejenigen, durch welche sie begründet ist. Das ist ja aber das stete Schicksal aller geheimen Gesellschaften und der Revolutionäre, daß die Niedern die Obern angreifen und daß sie sich zuletzt unter einander aufzehren. Es sollte also nichts als ein socialer Krieg heraufbeschworen werden, ein Kampf der Faulheit und des Lasters gegen die Ordnung und Arbeit, eine Art Bauernkrieg, der im Falle des Sieges das entsetzlichste Unglück über Frankreich gebracht haben und nur in seinem eigenen Blute zu ersticken gewesen wären.

Daß an dieser Darstellung nichts übertrieben ist, braucht man nur an die Vereidung Derjenigen zu denken, welche in die Gesellschaft der Marianne auf-

genommen wurden. In der gewöhnlichen Weise, mit verbundenen Augen, Dolch, einsame Orte, — verlangte man die Aufopferung aller Familienmitglieder, das Verlassen von Weib und Aeltern, wären sie selbst in Lebensgefahr und das Versprechen jede bezeichnete Person niederzustoßen. Es wurde der Tod geschworen Jedem, der regiert, d. h. der die Gesetze ausübt, das Eigenthum beschützt, die Religion vertheidigt, das Gute aufrecht erhält und das Verbrechen bestraft. Jeder Autorität ohne Ausnahme war der Krieg bis an's Messer angekündigt."

Das Resultat der Untersuchung war die Verurtheilung fast sämmtlicher Angeklagten. Secretair und zwei andere seiner Genossen wurden zur Deportation in ein Festungswerk außerhalb des französischen Territoriums, elf andere zur einfachen Deportation, vierzehn Leute zu zehnjähriger Detention, der Rest zu fünf, drei und zwei Jahren gewöhnlichen Gefängnisses verurtheilt.

Ein Angeklagter, Harpie, der bei den Untersuchungen als Zeuge gegen die Verhafteten ausgesagt hatte, war plötzlich von den Assissensitzungen verschwunden. Man fand seinen Leichnam in einem verlassenen Steinbruche. Angst vor der Macht der Marianne, so wurde behauptet, hatte ihn zum Selbstmorde getrieben. Nun kam die Angst über die guten Bürger,

und der Staatsanwalt hatte es leicht ihnen zu beweisen, daß das Damoklesschwert über ihren Häuptern hing. Die Verurtheilungen erfolgten massenhaft. Je mehr Arbeiter in den Gefängnissen saßen, oder in Lambasse und Cayenne verfaulten, je leichter war die Ueberwachung und Niederhaltung der Andern, welche noch draußen waren. So schien die Logik dieser guten Bürger zu rechnen und die Regierung war sehr wohl damit einverstanden. Die Verurtheilungen zum Bagno, zur Deportation und Gefängniß hörten nicht auf.

Die ganze Untersuchung hatte übrigens ergeben, daß der Bund der Marianne in der That nichts anderes als ein Gespenst war, wie hätte denn sonst bei einer so peinlich geführten Untersuchung, die einige Hundert Angeklagte vor die Richterbank brachte, die Organisation dieses Bundes, ihre Leiter und Lenker verborgen bleiben können. Das wäre ein einziges Beispiel in der Geschichte. Der Aufstand in Angres war sicher nichts als ein vereinzelt dastehender Coup einiger überspannter oder ungeduldiger Köpfe. Was auch der Staatsanwalt darüber Fürchterliches und Haarsträubendes berichtet, es steht fest, daß die Gesellschaft der Marianne nichts als ein Hirngespinnst war, dessen die Regierung sich bediente, um die guten Bürger zu schrecken und mit einem Schein von Recht, und

unter dem Vorgeben, daß eine starke Regierung nur allein die Macht habe, die Revolution niederzuhalten — der Nation die Freiheit vorzuenthalten und zu verkümmern.

Dieser Furcht vor dem rothen Gespenste hatte auch der unglückliche Dijou seine Deportation nach Cayenne zu verdanken.

Gewiß ist nicht Einer unter unsern Lesern, welcher nicht diesen entsetzlichen Namen kennt, welcher mit der Regierung Napoleon's III. fast identisch geworden ist.

Die Insel Cayenne ist bekannt durch ihr gefährliches und ungesundes Klima, sie ist von ungeheuren Sümpfen durchschnitten, welche durch die tropischen Regengüsse und die Ueberschwemmungen der Flüsse gebildet werden. Von zwölftausend Auswanderern, welche die Regierung im Jahre 1763 dorthin sendete, waren nach zwei Jahren kaum zweitausend noch am Leben. Das mörderische Klima hatte sie aufgerieben. Fünfhundert von ihnen flüchteten sich auf die gegenüberliegenden Teufelsinseln, die von jetzt ab den Namen die Inseln des Heils erhielten.

Von nun an war man bemüht, die tödtlichen Sümpfe auszutrocknen und durch Einführung des Muskatnußbaums und besonders des Pfeffers die Colonie zu heben, aber die Colonie kam dennoch nicht

weiter. Mit dem Austrag der französischen Revolution trat sogar ein bedeutender Rückschritt ein. Viele Pflanzungen gingen nach Abschaffung des Sklavenhandels ein. Die Unglücklichen, welche dorthin deportirt wurden, — Napoleon III. ist keineswegs der Erste, der sich dieser barbarischen von der Civilisation verdammten Strafmethode für politische Verbrechen bedient — starben und gingen sämmtlich auf klägliche Weise zu Grunde.

Unter der Restauration wurden die Versuche zur Hebung der Colonie wieder vielfach aufgenommen, ja, eine Madame Javouhey gründete daselbst sogar eine Niederlassung — für Findelkinder, — aber die Colonie führte ein unseliges, verkümmertes Leben nach wie vor.

Der ärgste Feind ist und bleibt das mörderische Klima, was auch die französischen Zeitungen, Gott weiß aus welchen Motiven, aber sicherlich aus keinen humanen, darüber schreiben. Gar schrecklich lauten die Berichte der Missionäre, welche es deutlich und unzweideutig aussprechen: ihre Werke der christlichen und apostolischen Liebe beschränken sich ausschließlich darauf, den Sterbenden mit Trost und geistlichen Zuspruch zur Seite zu stehen; sich der Pflege der Kranken zu widmen, mit ihnen uud für sie zu sterben. Wenige Europäer können hier einen Monat verweilen,

ohne vom Fieber ergriffen zu werden; nur die Schwarzen widerstehen dem Klima.

Ein Jesuitenpater Bignot sagt: „Im April 1853 wurde am Oyapok eine Colonie mit einigen Schwarzen begründet; im nächsten Jahre kamen 180 weiße Deportirte an, aber das Klima wüthete dermaßen unter ihnen, daß Anfangs December schon die Hälfte gestorben war. Niedergeschlagenheit und Verzweiflung bemächtigte sich der Ueberlebenden. Mehrere unterzogen sich freiwillig dem Hungertode, zwei erhängten sich an Bäumen unter Umständen, welche die höchste Verzweiflung verriethen; ein dritter ersäufte sich. Alle Andern befanden sich in einem ganz unbeschreiblichen Zustande von Erregung oder Niedergeschlagenheit. Die Zahl der Weißen schmilzt täglich mehr und mehr zusammen, diejenigen, welche nicht im Hospital liegen, schleppen sich nur noch mit Mühe hin und in Wahrheit sind Alle krank. Sie sind davon überzeugt, daß sie noch vor Schluß des Jahres ins Grab gesunken sein werden, und dies ist auch die Ansicht der Aerzte."

Der Pater Bignot selbst starb nach wenigen Monaten, sein Nachfolger, Pater Dobbadin, mußte nach wenigen Wochen den Ort verlassen; von 160 Deportirten starben innerhalb eines Jahres 120. In St. Marie waren im Mai 1856 von 1150 Personen

130 krank, und die zum geistlichen Dienste dorthin gesandten Missionaire starben sämmtlich. Selbst an den gesündesten Orten des entsetzlichen Guyano herrscht große Sterblichkeit, und Doctor Dove, der vielfache und gründliche Untersuchungen in Guyano angestellt hat, sagt: „Wenn für bestimmte Krankheitsformen bedeutende Wechsel der Temperatur und Feuchtigkeit besonders verderblich sind, so giebt das Klima von Cayenne dazu im Gegensatz einen auffallenden Beleg, daß eine ununterbrochene feuchte Hitze für den früher an größere Wechsel gewöhnten Körper einen Todeskeim in sich trägt, dem bald die kräftigsten Naturen unterliegen. Eine Deportation nach solchen Orten verwandelt sich von selbst in eine lebenslängliche.“

Und dorthin sendet die jetzige Regierung die politisch compromittirten Personen. Den Decreten vom 8. December 1851 und 5. März 1852, welche über die Mitglieder geheimer Gesellschaften und die bei den Decemberunruhen Ergriffenen die Deportation nach Algerien oder Guyano verhängte, folgte am 27. März 1852 ein anderes Decret, durch welches Guyano auch zum Aufenthaltsort von Züchtlingen und Galeerensträflingen bestimmt und das Nähere über die Einrichtung der Strafcolonie festgesetzt wurde.

Dieses Decret bestimmt, daß die Transportirten

zu Ackerbauarbeiten, Holzfällen, und andern nützlichen Diensten verwendet werden sollen, daß sie nach Ablauf von zwei Jahren für die freien Bewohner der Colonie arbeiten, auch auf ihren eigenen Namen Concessionen erhalten dürften, die nach zehnjährigem Besitz definitiv würden. Sobald der Deportirte eine Concession erhalten, solle ihm seine Familie in die Colonie nachfolgen können. Wenn er höchstens zu acht Jahren Strafarbeit verurtheilt sei müsse er nach abgelaufener Strafzeit noch eben so viele Jahre in der Colonie zurückbleiben, übersteige aber seine Strafzeit acht Jahre, dann dürfe er die Colonie nie wieder verlassen.

Wie gut das Empire dafür sorgte, daß die Colonie bevölkert, oder vielmehr Frankreich seine unruhigen Köpfe los wurde, beweisen folgende Zahlen. In einem Zeitraume von sechs Jahren gingen dreiundzwanzig Schiffe mit fast ausschließlich politisch Compromittirten nach der Colonie ab, d. h. sie wurden in den gewissen Tod geschickt; und alle Gesetze, welche auf acht oder gar sechszehn Jahre hier das Leben der Unglücklichen regeln sollten, waren gleichsam wie zum Hohne derselben geschaffen. Bis 1857 waren es siebentausend Deportirte, die der trockenen Guillotine übergeben, und diese Zahl wurde während der kurzen Zeit des Espinasse'schen Schreckensregimentes

ganz gewiß — authentische Nachrichten sind leider nicht vorhanden, — wenigstens verdoppelt.

Das Leben der Deportirten ist so traurig, wie ein menschliches Leben nur immer sein kann. Anfänglich genossen die politischen Deportirten ein wenig mehr Freiheit, als die gemeinen Verbrecher. Die Insel St. Joseph war ihnen zum Aufenthalte angewiesen; später aber — in Folge eines Aufruhrs der Deportirten, — wurden sie nach der Insel de Diable hinübergebracht. Auf St. Joseph sind aber immer noch eine Anzahl Gefangene, welche zur Ausbeutung eines großen Muschellagers verwendet werden, aus denen Kalk bereitet wird.'

Die Insel St. Joseph gewährt mit ihrer Kirche, mit ihren hölzernen Baracken, je eine für vierzig Personen berechnet, mit ihren Zellengefängnissen, mit ihrer Kaserne, einen sehr düstern Eindruck. Die Deportirten müssen Häuser bauen, Wälder niederreißen, Straßen und Brunnen anlegen, werden übrigens ganz wie Galeerensträflinge behandelt, zur Zwangsarbeit angehalten und geprügelt.

Nur spärlich dringen von diesen Unglücklichen Nachrichten in die cultivirte Welt. Traurig und aller Humanität in's Antlitz schlagend ist das Loos von Menschen, welche zumeist nur aus bessern Regungen gehandelt und sich gegen eine Regierung aufgelehnt

haben, deren Ursprung vollkommen revolutionär ist. Einmal gelang es achtunddreißig waghalsigen Deportirten auf einem Flosse nach den holländischen Besitzungen zu entkommen, von wo aus sie sich nach den Vereinigten Staaten begaben. Sie haben ihre Berichte veröffentlicht, aber dennoch sind diese Stimmen nicht weit genug gedrungen, um der ganzen cultivirten Menschheit mitzutheilen, wie der Erwählte des zweiten December seine Feinde und Gegner behandelt.

Auch der junge Dijou wußte davon zu erzählen; als er aber begnadigt wurde, mußte er einen Eid leisten, oder was fast dasselbe war, einen Revers unterschreiben, nichts von den Vorgängen in dem sumpfigen Pestlande verrathen zu wollen; im andern Falle würde er der Gnade verlustig werden, welcher er seine Freiheit zu danken. Dijou versprach und unterschrieb natürlich alles; denn was thut man nicht, um einem so entsetzlichen Grabe zu entkommen.

Er kam also siech am Körper und geistig gebeugt zurück und als er erfuhr, daß seine Schwester in London sich befand, wollte er auch dorthin sich wenden; aber sein Vater hielt ihn zurück und versuchte es denselben Einfluß auf seinen Sohn auszuüben, den er auf seine Tochter ausgeübt.

Der alte Dijou hatte hierzu um so freiern Spielraum, da sein Meister Falconi sich in Neapel befand,

um beim Könige für Rom zu wirken; aber der junge Dijon bewies doch noch so viel geistige Widerstandskraft, daß er sich dem Vater entzog und sich vor ihm gar nicht sehen ließ. Es gelang ihm nämlich bei dem großen Mirès, welcher damals der König des Goldlandes war, ein Unterkommen zu finden; anfangs war seine Stelle zwar sehr bescheiden, aber er wußte sich das Vertrauen des Grafen Pontalbo zu gewinnen, welcher bekanntlich einer der Matadoren der Gesellschaft der „allgemeinen Eisenbahn-Kasse" und später der Ankläger und Denunciant des Goldmannes Mirès wurde.

Die Geschichte dieses Wundermannes ist zu merkwürdig, als daß wir umhin könnten, ihn dem Leser zur näheren Bekanntschaft vorzuführen. Zwar ist es noch nicht allzu lange her, seitdem die Welt mit Staunen und Verwunderung hörte, auf welche Weise unter dem zweiten Empire Reichthümer erworben werden und welche Menschen oben aufkommen, aber unserer so schnell lebenden Zeit ist die Geschichte gewiß schon längst wieder aus dem Gedächtnisse gekommen, so daß es am Platze sein wird, dasselbe ein wenig aufzufrischen.

Herr Mirès entstammte dem Volke, welchem schon in alten Zeiten das Lebensmanna vom Himmel geregnet und das auch heute noch vermöge seiner

geistigen Gewandtheit sich den Segen des Himmels stets reichlich zu verschaffen weiß. Kurz Mirès war oder ist vielmehr ein Jude oder wenigstens der Sohn jüdischer Eltern. Der Vater war Uhren- und Galanteriewaarenhändler, der seinen Sohn frühzeitig in eine Pension gab, wo er bis zu seinem zwölften Jahre verblieb.

Nun glaubte Herr Isac Mirès, der Vater, daß es an der Zeit sei, den Knaben in's geschäftliche Leben einzuführen und brachte ihn zu einem Glashändler; aber Jules Mirès dachte an das Sprichwort: „Glück und Glas, wie bald bricht das", und verließ das Geschäft seines gegen ihn sehr gütigen Principals.

Ein Commissionsgeschäft schien der aufstrebenden Größe des jungen Mirès mehr zuzusagen. Aber es währte auch hier nur kurze Zeit, Jules wurde entlassen wegen mangelnder Kenntnisse, die er allerdings wohl schwerlich bis zu seinem zwölften Jahre in der Pension zu erwerben Gelegenheit hatte. Er war nun ein zwanzigjähriger Jüngling und hatte die Welt und das Leben lieb — aber keinen Cent in der Tasche. Im Jahre 1831 gelang es ihm jedoch eine Anstellung in seiner Vaterstadt Bordeaux bei der Verwaltung der Steuern zu erhalten. Bis 1835 fungirte er in dieser Stellung mit sehr bescheidenen Ansprüchen; seine mangelhafte Schulbildung war ihm überall hinderlich, um aufzukommen.

Im Jahre 1839 ging er endlich nach Paris, woselbst er ein Weingeschäft begründete. Aber mittellos wie er war, konnte er auch hierbei nicht recht aufkommen, und das Weingeschäft wurde wieder aufgegeben.

Der nunmehr fünfunddreißigjährige Mirès sah sich vergebens nach einer Existenz um. Mit allen Talenten begabt, welche ihn später zu dem Goldmanne Frankreichs machen sollten, litt er Hunger, bis es ihm endlich einfiel — die Börse sich als die goldene Krippe, aus der er sich nähren wollte, aufzusuchen.

Er ergriff sogleich den Spieß beim rechten Ende und begann ein Geschäft mit Interimsactien. Dieser Artikel war gerade damals ein bedeutender Handelszweig an der Börse. Mirès war endlich in's rechte Geleise getreten.

Gerade zu damaliger Zeit hatte der Schwindel, schnell reich zu werden, alle Welt ergriffen, und in allen großen Städten, in Paris sowohl als in London, in Wien wie in Berlin, sah man Jedermann auf die Börse gehen, und die Hast bei irgend einem projectirten Actienunternehmen sich zu betheiligen, versetzte die Welt in eine allgemeine Spannung und fieberhafte Aufregung. Sobald nur irgend ein speculativer Kopf auf den Einfall gerieth, irgend ein Actienunternehmen auf die Beine zu bringen, waren auch die

Zeichner zu Tausenden da, und oft wurden zehn bis zwanzig Procent gewonnen, ehe die Zeichner nur einen Deut herausgerückt hatten, ja selbst ohne einen solchen überhaupt zu besitzen.

Auf diese Weise entstand der sogenannte Interims-Actienhandel mit Actien-Quittungsbogen, welche ein gesuchter Artikel an der Börse wurden, und viele Leute, welche jetzt an den verschiedenen Börsen eine Rolle spielen, haben diesem einträglichen Handel, zu dem es keines Vermögens bedurfte, um ihn im Großen zu treiben, ihren Reichthum zu verdanken.

Aber diesem verderblichen Geschäfte, welches überall einen schwindelhaften Aufschwung genommen hatte, wurde an allen Börsen durch eingreifende Gesetze, welche dem Unfuge einen Damm entgegensetzten, ein Ende gemacht. — In Paris geschah dies im Jahre 1845. — Mirès war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden, dieses Geschäft sagte ihm zu; er selbst gestand, daß er jetzt eigentlich sich auf dem Terrain befand, für welches er geschaffen. Das Gesetz von 1845 war daher auch ein Donnerschlag für ihn; er mußte sich von nun an damit begnügen bei einem Börsenmäkler eine Stelle anzunehmen. Das Geschäft auf eigene Rechnung mußte eingestellt werden und bis zum Jahre 1848 stümperte er sich an der Börse in dieser untergeordneten Stellung fort.

Aber das große, verhängnißvolle Jahr, welches ganz Europa in Fieber versetzte und alle Staaten aus den Angeln zu heben drohte, brachte auch bei Mirès eine Veränderung hervor, welche ihn mit reißender Geschwindigkeit zum Matador der Börse machte.

Diese war in Paris, wie überall, von einem panischen Schrecken ergriffen, den Leuten war der Muth entfallen; die Papiere waren mit einem Male fast werthlos geworden, jeder Reichthum schien bei dieser allgemeinen Erschütterung imaginär zu sein. Nur Mirés erkannte, daß seine Zeit gekommen war, er erwarb ein ziemlich unbedeutendes Blatt des „Journal des chemins de fer", ein Blatt, welches nur Notizen über Eisenbahnunternehmungen brachte. Mirès, derselbe Mann, welcher wegen mangelnder Schulkenntnisse aus einem Geschäft entlassen wurde — machte sich zu Redacteur dieses Blattes und — reussirte. Niemand verstand es so gut, wie er, mittelst einer gut geleiteten und gewandten Reclame — seine Zwecke zu erreichen.

Mirès war nun wirklich auf seinem Terrain.

So klein auch das Journal im Anfange war, so operirte Mirès doch so gut damit, daß er in Zeit von fünf Jahren ein Vermögen von nicht weniger als acht, sage acht Millionen Francs gewann. Anfangs schrieb

er im Solde der Gebrüder Pereira und bearbeitete im Interesse der Finanzoperationen dieses Hauses die öffentliche Meinung mit dem glänzendsten Erfolge. Sein Blatt gewann bald ein beispielloses Ansehen an der Börse, und Mirès wußte diesen Einfluß vortrefflich für sich selbst auszubeuten.

Aber erst mit dem Staatsstreich Napoleon des Kleinen, wie Victor Hugo den Empereur und Neffen seines Oheims bezeichnete, gerieth Mirès in sein eigentliches Fahrwasser. Die bisherigen Erfolge, so glänzend sie auch waren, genügten ihm nicht, er sah nun erst seine Zeit gekommen — und sie war in der That für ihn gekommen.

Die Zeit des größten politischen Speculanten, der sich von der Stufe eines politischen Flüchtlings, eines fast von ganz Europa Geächteten, bis auf den Kaiserthron des mächtigen Frankreichs sich erhob, mußte Männer, wie Mirès, nothwendig emporbringen. Welche Be- und Verurtheilung der Staatsstreich Louis Napoleons bei der gebildeten Welt auch finden mochte, die Börsenwelt begrüßte ihn mit Jubel, und die Handels- und Industriewelt, welche sich seit 1848 nicht recht sicher fühlen konnte, begann wieder aufzuathmen, als ein Napoleon wieder das Schicksal Frankreichs ausschließlich in seiner Hand hatte. Dieses Sicherheitsgefühl spornte den Unternehmungsgeist nach langer

Lähmung wieder an, die Kapitalien verlangten wieder nach fruchtbarer Verwerthung, es bedurfte nur der Männer, welche große Unternehmungen, die vielen Gewinn verhießen, ins Leben riefen, und das Kapital mußte ihnen zufließen.

Diese Stimmung verstand Mirès sehr wohl auszubeuten. Nicht zufrieden mit seinen bisherigen journalistischen und finanziellen Erfolgen, trat er jetzt mit einer der ersten literarischen Berühmtheiten in Verbindung.

Lamartine, der frühere ephemere Regent von Frankreich, ließ sich von Mirès gewinnen und gründete mit diesem gemeinschaftlich eine Monatsschrift, betitelt der „Conseille du peuple." Das Blatt kam schnell auf und warf den Unternehmern eine erkleckliche Rente ab.

Nun hielt sich Mirès für stark genug, mit großen finanziellen Operationen hervorzutreten. Sein Name hatte Gewicht, er war jetzt eine — literarische und finanzielle Größe. So gründete er denn zunächst die „Caisse de actions réunis" mit einem Grundkapital von fünf Millionen. Zweck dieses Actienunternehmens war, Actien aller Art im günstigen Augenblick anzukaufen.

Bald darauf erwarb Mirès das „Pays," und obwohl dieses Blatt bedeutende Zuschüsse verlangte,

ließ sich Mirès doch nicht abhalten, auch noch den „Constitutionnel zu kaufen; auf diese Weise hatte er drei einflußreiche Blätter in seinen Händen, mit welchen er die neue imperialistische Regierung unterstützte, wobei er natürlich seine Rechnung fand.

Trotz dieser Unterstützung aber trat ihm die Regierung dennoch entgegen, als er es versuchte in die haute finance einzutreten und öffentliche Anleihen abzuschließen. Erzürnt über diese Hemmung der Regierung zog er sich wie ein schmollender Achill zurück und faßte den Vorsatz, sich gänzlich von dem Börsengeschäft zurückzuziehen. Hätte er dies gethan, konnte er als reicher und angesehener Mann in Hülle und Freuden beschließen. Der Verkauf seines Bankgeschäftes und seines Journals der Eisenbahnen brachte ihm eine erkleckliche Summe. Aber Mirès konnte nicht ruhen, sein unstäter rastloser Geist ließ ihn bald seiuen Schritt bereuen; er kaufte Geschäft und Journal zurück und machte sich nun an neue und so großartige Speculationen, daß die Finanzwelt in Staunen und Verwunderung gerieth, ob der Kühnheit seiner Unternehmungen.

Zunächst kaufte er die sehr ergiebigen Kohlengruben in der Nähe von Marseille. Sie gaben einen jährlichen Ertrag von beinahe vierhundert Tonnen, und warfen vielleicht einen jährlichen Reingewinn von einer Million ab.

Eine noch größere Speculation war der Ankauf

eines großen Terrains an dem neuen Hafen von Marseille, wofür er zwanzig Millionen zahlte. Dieses Stück Land eignete sich ganz besonders zur Anlegung neuer Straßen. Mirès' Operationen waren derartig, daß ihm ein bedeutender Gewinn bei diesem Unternehmen zufallen mußte.

Trotz alledem hörte die Regierung nicht auf, seine Unternehmungen mit Mißtrauen zu betrachten; sobald es galt eine öffentliche Anleihe abzuschließen, wandte sie ihm den Rücken zu. Dies mußte er wieder bei dem projectirten Bau der pyrenäischen Eisenbahn erfahren, die er um zwei Millionen billiger zu bauen sich erbot, als die Süd-Eisenbahngesellschaft, mit welcher die Regierung in Unterhandlung getreten war. Statt aller Antwort erhielt die Süd-Eisenbahngesellschaft den Zuschlag, allerdings unter den Bedingungen, zu welchen Mirès sich erboten hatte. Mirès, erzürnt über diese fortwährende Zurücksetzung, wandte sich nun ausländischen Unternehmungen zu.

Er trat mit dem Herzoge von Rianzerés in Verbindung, welcher vom Papste die Concession zu einer Eisenbahn von Civita-Vecchia nach Rom, Ancona, Bologna und Ferrara erhalten hatte. Diese Eisenbahnen mußten aller Wahrscheinlichkeit nach einen guten Gewinn abwerfen. Aber Mirès operirte so unsinnig, indem er, statt die Actien an den Mann zu bringen,

sie theils in seinem Kasten behielt, theils sogar die bereits verkauften wieder mit sieben Prozent über Pari zurückkaufte. Das Unternehmen gerieth in Mißcredit, die Actien, welche in der Casse lagen, konnten nur mit großem Verlust verwerthet werden. Aber Mirès hatte den Grundsatz und machte ihn bei der Bilance und den Inventuren geltend: „Verluste gäbe es für ihn nicht, das seien nur augenblickliche Zufälligkeiten, die er sofort wieder einholen müsse."

In der That verstand es Mirès auch wirklich, seine Verluste einzuholen. Er verkaufte für Millionen Papiere, welche bei ihm deponirt waren, heimlich, drückte durch diese Ueberschwemmung den Werth dieser Actien bedeutend herab und kaufte sie nun zu einem weit geringern Preis mit einem bedeutenden Gewinn wieder zurück. Auf diese Weise verstrickt in ein immerwährendes gewagtes Börsenspiel, hatte er weder Zeit noch Lust, reeller und solider Ausbeutung der industriellen Unternehmungen seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuzuwenden, und so erschöpften sich seine Mittel, trotz des colossallen Gewinnes, den er bei seiner letzten Operation erzielt hatte.

Aber schon hatte Mirès eine neue Hilfsquelle entdeckt. Er verband sich mit einem andern Speculanten, dem Spanier Salamanca, welcher kurz zuvor den Bau einer Eisenbahn von Pamplona nach Sara-

gossa übernommen hatte. Dieser Speculant hatte sich verpflichtet, den Bau bis zu Ende des Jahres 1860 zu vollenden; aber die Mittel waren ihm vor der Zeit ausgegangen und Salamanca konnte nicht weiter.

Mirès wußte abermals bei diesem Geschäfte neun Millionen zu profitiren. Seine Operation war einfach. Salamanca verpflichtete sich, den Bau für 145000 Fr. den Kilometer herzustellen, setzte aber in einem Vertrage, der für das Publikum berechnet war, den Kaufpreis auf 200,000 Fr. fest. Die Gesellschaft trat zusammen, genehmigte das Statut, die Actien wurden an den Mann gebracht, und hierdurch der Gewinn erzielt.

Aber Alles dieses konnte Mirès noch nicht retten, die römische Eisenbahn verschlang alle diese Millionen, und verlangte fortwährend bedeutende Zuschüsse; so viel auch Mirès durch seine Operationen gewinnen mochte, er kam aus der Verlegenheit nicht heraus und sah seinen Ruin vor Augen. Aber dennoch verzagte er nicht, er spähete nach neuen Hilfsquellen aus, und siehe da — sie fand sich. Die Türkei braucht Geld, und Mirès übernimmt das Geschäft, dem Großsultan das nöthige zu beschaffen. Es ist die Kleinigkeit von 400 Millionen, — aber Miras eröffnet die Subscription, und die nöthigen Millionen sind gezeichnet. Jetzt steht der glückliche Speculant auf seiner glänzendsten Höhe — schon hat er seinen unermeßlichen

Gewinn so gut wie in der Tasche, da schlägt der Blitz in sein Glücksgebäude ein — und Mirès ist ein Bettler und wandert in das Gefängniß von Mazas.

Dieser Blitz kam von seinem bisherigen Freunde, dem Baron von Pontalba.

Der Herr Baron hatte geschwiegen, so lange ihm vom Tische des Herrn goldene Brocken fielen, wie z. B. die Spesenberechnung ergibt, durch welche er für seine Reise nach Rom, wo er achtzehn Monate im Auftrage Mirès oder seiner Gesellschaft verweilte, 259,000 Fr. liquidirte, einige kostbare Weinsendungen nicht mit eingerechnet, von welcher nur eine einzige auf 10,000 Fr. sich belief.

Dieser Herr Baron war im Jahre 1850 zugleich mit einigen andern hochadeligen Herren tn den Aufsichtsrath der Casse Mirès eingetreten; der Aufsichtsrath war von Mirès zu dem Zwecke eingesetzt, um dem Publiknm ein um so größeres Vertrauen zu seinem Unternehmen einzuflößen. Bisher, also während eines Zeitraumes von zehn Jahren, hatte der Baron die Geschäftsleitung des Herrn Mirès gutgeheißen. Niemals war von ihm eine Klage geführt worden. Plötzlich, im November 1860, trat der Baron mit einem Civilanspruch von 1,700,000 Fr. beim Tribunal der Seine gegen Mirès und seinen Collegen in der Buchführung, Herrn Solar, auf. Der Baron gab an,

daß ihm diese Summe als Commissions- und Gewinnantheil von dem Bau des marseiller Hafens und der römischen Eisenbahn gebühre.

Da sich die Herren weigerten, diese Forderung des Barons zu erfüllen, brachte dieser die schwersten Beschuldigungen vor. Wahrscheinlich hoffte er die Verklagten einzuschüchtern und zur Zahlung der geforderten Summen zu vermögen.

Aber weder Mirès noch sein College ließen sich, zu ihrem Verderben, durch diese Drohungen und Beschuldigungen des Barons schrecken, obwohl er beide Geschäftsführer anklagte, Actien entwendet, ihre Clienten betrogen und die Handelsbücher gefälscht zu haben.

Auf diese Beschuldigungen hin aber regte sich noch Niemand. Weder das Civilgericht, noch der Justizminister nahmen Notiz davon. Mirès schien über alle diese Beschuldigungen zu erhaben zu sein. So eben hatte er seine Tochter an den Fürsten Polignac verheirathet, der Empereur hatte seine Brust mit dem Orden der Ehrenlegion, in Anerkennung seiner Verdienste um die Gründung des Hafens Napoleon bei Marseille, geschmückt; in den vornehmsten Straßen besaß Mirès prächtige Paläste; er lebte mit seiner Familie in fürstlicher Pracht; Leute vom höchsten Adel buhlten um seine Freundschaft, und diesem Manne sollte man dergleichen Schwindeleien zutrauen? Nicht möglich.

Aber der Baron Pontalba gab sich nicht so leicht zufrieden, am 2. December 1860 reichte er eine förmliche Denunciation beim kaiserlichen Procurator ein. Seine Angaben waren so ausführlich und bestimmt, daß der Justizminister nicht umhin konnte, die Einleitung der Untersuchung, die Versiegelung der Handelsbücher, und die Vernehmung Mirès zu beschließen.

Den ersten Eindruck, welchen diese Katastrophe auf die Pariser hervorbrachte, schildert Pitaval mit folgenden Worten:

„Es war am 15. December 1860; der Verwaltungsrath der Kasse Mirès hatte prahlerisch anzeigen lassen, daß der nächsten Generalversammlung der Antrag gemacht werden sollte, 50 Millionen Francs des Gesellschaftscapitals zurückzuzahlen. Keine andere Actiencompagnie konnte ein so günstiges Resultat aufweisen, und schon dräng en sich die Subscribenten in den Büreaux, um die erste Serie der türkischen Anleiheobligationen in Empfang zu nehmen; da verbreitete sich plötzlich ein Gericht, daß im Geschäftslocale der Gesellschaft, gleichzeitig mit den Subscribenten, die Gerichtspersonen anwesend wären, daß gegen Mirès selbst eine Untersuchung eingeleitet worden, daß die Bücher bereits unter Siegel gelegt seien.

Anfänglich wollte Niemand glauben, was man sich zuraunte; die Nachrichten wurden indeß immer

bestimmter, schon nach wenigen Stunden wußte ganz Paris, daß der vielbeneidete Millionär, der Ritter der Ehrenlegion, der Schwiegervater des Fürsten Polignac, wegen Fälschung, wegen grober Betrügereien und Unterschlagungen vor Gericht citirt worden sei.

Der Telegraph trug die fabelhafte Kunde in die Provinzen, in alle Länder Europas, überall erregte sie ungeheure Sensation; alle Glücksritter, die wie Mirès das Börsenspiel zu ihrem Berufe erwählt hatten, fühlten den Grund, worauf sie standen, unter sich erbeben."

Jetzt entschloß sich Mirès zu einem Vergleich mit Pontalba. Er befriedigte ihn fast vollständig und hoffte, daß nun auch die Untersuchung sistirt werden, und, daß sein Gestirn bald heller strahlen würde, als jemals. Allein er hatte die Rechnung ohne Rücksicht auf den Einfluß der öffentlichen Meinung gemacht. Die Augen seiner Clienten waren argwöhnisch auf alle Schritte gerichtet; als er die Forderung Pontalba's, die er im Civilprocesse rundweg abgeleugnet hatte, anerkannte und mehr als eine Million zahlte, die er doch nicht schuldig sein wollte, hieß es allgemein, er habe Grund gehabt, Pontalba's Enthüllungen zu fürchten und deswegen den lästigen Gläubiger abgefunden.

Die Stimme des Volkes, eine in Frankreich fast verschollene Macht, wurde in diesem Falle zur Anklägerin. Man verlangte, daß der Gerechtigkeit ihr

Lauf gelassen würde, man wollte den Ritter des höchsten kaiserlichen Ordens auf der Anklagebank sehen, und alle Welt war arfgebracht darüber, daß Mirès, statt in das Gefängniß abgeführt zu werden, fortfahren durfte, der Eisenbahnkasse vorzustehen und nach wie vor in der Fülle des Luxus zu leben. Schon flüsterte man sich zu, daß ein höherer Wille in den Gang der Untersuchung eingegriffen habe, boshafte Leute weissagten, man werde dem Herrn des „Constitutionel und dem Gebieter des „Pays" kein Haar krümmen, das deutsche Sprüchwort von den großen Dieben, die man laufen läßt, wurde in's Französische übersetzt.

Diesmal sollte indeß die Fama nicht Recht behalten. Wenn es, was wir nicht wissen, eine Zeit lang die Absicht der Regierung war, einen den Glanz der Pariser Börse, ja die finanziellen Operationen Frankreichs überhaupt bloßstellenden Prozeß im Sande verrinnen zu lassen, so durfte sie das nicht mehr wagen, seit das Gericht sie selbst und den Namen des Kaisers eingemischt hatte. Der Justizminister erließ eine amtliche Publication, in welcher er in hohen Worten verkündigte, was sich in jedem geordneten Staate von selbst versteht: daß keine Erwägung die Richter von seiner Pflicht abwendig machen könne, daß, so schmerzlich die Nothwendigkeit der Sühne falle, die Straflosigkeit entdeckter Verbrechen eine Schande

für die Justiz und eine Gefahr für die Gesellschaft sei.

Mirès blieb zwar noch auf freiem Fuße, aber die Wetterwolken zogen sich über seinem Haupte von Stunde zu Stunde drohender zusammen. Die mit der größten Vorsicht angestellten Recherchen des Gerichts ließen bald keinen Zweifel, daß die Kasse Mirès nichts war als eine hohle Scheingröße, deren vollständiger Banquerott nicht mehr vermieden werden konnte. Je tiefer man eindrang in die Geheimnisse der Gesellschaft, desto gravirender wurden die Belastungsmomente.

Mirès, statt sich zu rechtfertigen und seine Geschäftsverwaltung offen darzulegen, versuchte die Beamten einzuschüchtern, indem er die Drohung aussprach, er werde, wenn er untergehen sollte, Männer aus den höchsten Kreisen und Stellungen in seinen Sturz verwickeln, nun schritt das Gericht zu seiner Verhaftung. Mirès mußte am 17. Februar 1861 seine Prunkgemächer mit einer einsamen Zelle in Mazas vertauschen. Den Seelenzustand des Gefangenen auszumalen, die Gefühle zu schildern, die ihn durchwogten, ist schwer zu schildern, wir halten es aber für wahr, was französische Zeitungen über ihn berichteten, daß Mirés Wuth über diesen Umschlag seines Glücks mitunter bis zur Raserei gestiegen sei.“

Zum Verwalter der Kasse an Mirès Stelle wurde der Gouverneur der Bank von Frankreich ernannt; wenige Wochen später wurde vom Handelsgericht die Auflösung der Gesellschaft beschlossen und die Liquidation angeordnet.

Auf diese Weise nahm die Kasse Mirès, die so viel von sich reden gemacht und die so Manchem veranlaßte, Luftschlösser zu bauen und sich in goldene Träume zu wiegen, ein Ende.

* * *

Bis zum 1. Juni 1861 waren die Sachverständigen mit der Revision der Bücher und Papiere Mirès fertig, das öffentliche Ministerium verwies auf ihren sehr ausführlichen und eingehenden Bericht Herrn Mirès vor das Zuchtpolizei-Gericht, welches ihm folgende Versündigungen gegen den Criminalcodex vorwarf:

Die Gewährung von Darlehnen gegen Verpfändung von Werthpapieren war eins der Hauptgeschäftszweige der Eisenbahnkasse. Zu dieser Art Geschäfte bedarf jedes solide Institut natürlich bedeutender flüssiger Capitale. Leider verfahren aber viele Banquiers, wie dies aus so manchem Prozesse in den letzten Jahren, gegen insolvente Millionaire zu ersehen, in der Weise, daß sie die bei ihnen deponirten Papiere verkaufen, und obwohl sie das gelöste Geld verwenden,

mithin einen Ueberschuß gegen das ertheilte Darlehen in Umlauf haben, dennoch ganz ruhig von den Pfandgebern die Zinsen für die vermeintlichen Darlehen annahmen. Die Darleiher glaubten natürlich, daß ihre Papiere ganz ruhig in den Kasten der Banquiers liegen. Fordern sie solche zurück, dann hat natürlich der Banquiers nichts Eiligeres zu thun, als die Papiere zurückzukaufen.

Diese Operation kann natürlich, wie es oft genug geschehen, zum gänzlichen Ruin des Banquiers umschlagen, wenn die bei ihm deponirte Papiere in großer Masse und zu einer Zeit wo die Course sehr hoch stehen, zurückgefordert werden. Tritt eine solche Krisis nicht ein, kann der Gewinn, der aus dieser Manipulation erwächst, leicht ein sehr bedeutender werden.

Auf diese Weise nun verfuhr auch Mirès, der sich daher auch nicht ohne einigen rechtlichen Schein auf den durch die Praxis gewissermaßen legalisirten Mißbrauch berief, der, wollte man ihn bestrafen, keine geringe Anzahl von Männern, die als vollkommen rechtlich und solide galten, auf die Anklagebank bringeu würde. Allerdings hatte er durch eine solche mißbräuchliche Manipulation ein Capital von nicht weniger als 11 Millionen jährlich im Umlaufe. Aber was schadete das seinen Clienten? Ob die Papiere im

Kasten lagen oder sich im Umlaufe befanden; sie bekamen ihre Zinsen und erhielten ihre Papiere zurück, wenn sie solche begehrten. So war es seit Jahren bei der Kasse Mirès ganz gut gegangen. Waren aber die Clienten nicht beschädigt, worauf gründeten sie ihre Klagen und Ansprüche? Was konnte man ihm, der Niemanden dadurch geschädigt, dafür anhaben?

Aber Mirès agirte noch schlauer.

Der französische Strafcodes zählt ein Vergehen auf, welches Escroquerie benannt ist. Dieses Vergehens macht sich schuldig, wer durch Erregung von Furcht vor erdichteten Gefahren Jemanden bewegt, ihm Quittungen auszustellen, kurz, ihn an seinem Eigenthum beschädigt, um daraus für sich selbst Nutzen zu ziehen.

Als nämlich im Jahre 1859 in Folge des italienischen Krieges eine starke Baisse eintrat, erließ Mirès an seine Clienten ein Rundschreiben, daß er es im Interesse der Casse und seiner Clienten für durchaus nothwendig befunden hätte, die bei jener deponirten Papiere schleunigst zu verkaufen, um bei dem nur allzuwahrscheinlich noch rapidern Fall der Papiere, der bevorstehe, die Casse und die Darleiher vor noch größerem Schaden zu hüten. Von den 333 Clienten der Casse gaben sich natürlich eine große Anzahl zufrieden, nur wenige protestirten gegen

ein solches eigenmächtiges Verfahren und diese Leute wurden abgefunden so gut es ging. Um diesen Schwindel zu verdecken — die Papiere waren ja schon längst verkauft — ließ Mirès wirklich am 1. und 2. Mai 1859 durch seine Agenten die entsprechende Anzahl Papiere verkaufen, um die Verkaufsnotes in Händen zu haben, nachdem er sie durch einen andern Agenten hatte kaufen lassen.

Das waren die hauptsächlichsten Anklagen, welche gegen Mirès und seine Collegen Solar erhoben würden.

Mirès, der Mann der Reclame, versuchte auch in dieser schmählichen Situation sich durch diese wieder aus der Klemme zu helfen und von neuem seinen Adlersflug zu erheben. Weit entfernt, dem Richter gegenüber sich auf eine gründliche Vertheidigung einzulassen, wußte er auf die öffentliche Meinung, durch die ihm zur Verfügung stehende Presse, und somit mittelbar auch auf den Gerichtshof einzuwirken. Allerdings ging Mirès vom Anfange seiner Verhaftung an von der Meinung aus, daß seine Handlungsweise vor einem Forum, das nicht aus Geldmännern bestehe, unmöglich die gerechte und sachgemäße Beurtheilung finden könne.

Es erschien daher eine Schrift, die, wenn auch nicht ganz von ihm verfaßt, doch jedenfalls in ihren

Grundzügen von ihm entworfen, eine sehr merkwürdige oder besser gesagt eine sehr seltsame Charakterisirung seiner Handlungsweise enthielt, indem Mirès seine ganze Handlungsweise von einem speciell jüdischen Standpunkte aus beleuchtete.

Unter dem Titel: „A mes juges, ma vie et mes affaires“ sagt er unter anderm:

Der Volksstamm, dem ich angehöre (der jüdische), ist in ganz Europa in zwei sich schroff gegenüberstehende Parteien gespalten. Die nordischen Juden haben sich niemals mit dem Staate, in welchem sie leben, identificirt, sondern haben demselben gegenüber stets ihr ganz specifisches und persönliches Interesse festgehalten nnd verfolgt. Ganz anders verhält es sich mit den südlichen oder portugiesischen Juden; diese haben sich die edlere Denkungsart der lateinischen Race angeeignet, weit davon entfernt, wie die deutschen Juden, nur ihren selbstsüchtigen Zwecken zu fröhnen, haben sie stets ein lebhaftes Interesse für die Wohlfahrt desjenigen Volkes bekundet, in dessen Mitte sie ihren Wohnsitz gefunden, wo sie die Wohlfahrt der Gesetze genießen, und so waren und sind auch die französischen Juden stets bestrebt gewesen, aus Dankborkeit für die Verleihung staatsbürgerlicher Rechte, mit ihren Talenten und Reichthümern ihren Mitbürgern nützlich zu werden.

So war es denn natürlich, daß er, Mirès, dem südlichen Stamme der Juden angehörend, dem Juden des Nordens, dem Alleinherrscher auf der Börse, dem Könige der Könige, Rothschild, Concurrenz zu machen suchte, und daß er, durch seine neue finanzielle Erfindung, Staatsanleihen auf Subscriptionen zu Stande zu bringen, sich den Haß dieses mächtigen Börsenkönigs zugezogen hatte. So habe ihm Rothschitd durch seine Intriguen die spanische Anleihe von 200 Millionen entzogen und seine finanziellen Operationen überall durchkreuzt.

Aber nicht allein mit dieser Macht habe er zu kämpfen gehabt, auch die kaiserliche Regierung sei ihm überall hindernd in den Weg getreten, und überall habe er für seine Opfer, die er gebracht, Spott und Verachtung geerntet.

So habe er z. B. dem General Goyon die Mittel zur Befestigung von Civita-Vecchia verschafft. Zum Lohne dafür habe ihn der Marschall Vaillant angeschnaubt: er möge sich lieber um seine Verpflichtungen in Marseille statt um Civita-Vecchia bekümmern. So sei ihm begegnet worden, nachdem er soeben die darniederliegenden Arbeiten am Hafen Napoleon bei Mar seille durch bedeutende Vorschüsse, zu denen er keinesweges verpflichtet war, wieder in den Gang gebracht hatte.

Nichts anderes als die Intriguen seiner mächtigen Feinde hätten die jetzige Untersuchnug, nachdem er sich mit Pontalba abgefunden, veranlaßt. Man sei entschlossen, ihn um jeden Preis zu vernichten. Schon sei sein pecuniärer Verlust durch seine Gefangenschaft und Störung seines Geschäftes auf mindestens 100 Millionen anzuschlagen und seine Behandlung in Mazas sei über alle Begriffe schmählich gewesen.

Mirès begann nun die ihm aufgebürdeten Vergehungen zu widerlegen. Wenn dies auch in jener leichtfertigen Manier geschah, mit welcher unbußfertige, selbstsüchtige Sünder ihre Vergehungen zu demänteln und sich selbst fortzudisputiren pflegen, so muß man doch gestehen, daß man leicht die Ueberzeugung bekam, Mirès habe wirklich geglaubt, er handele, wenn auch nicht ganz nach dem Criminalcodex, so doch nach der Moral und den Grundsätzen, die für den Geldmarkt gang und gäbe waren.

Das Benehmen des von seiner Höhe herabgestürzten Finanzmannes war dieser guten Meinung, die er von sich selbst hatte, angemessen. Die nun folgenden Verhandlungen mochten für die Finanzwelt von hohem Interesse sein, wir setzen voraus, daß unsere Leser, nachdem wir Mirès finanzielle Operationen bereits in ihren Hauptzügen mitgetheilt, nicht darnach

verlangen, noch tiefer in die Börsengeheimnisse von Paris eingeweiht zu werden. Es wird ja doch nur um die Kleinigkeiten von Hunderten von Millionen gestritten.

Nur einige interessante Zeugenaussagen wollen wir hier vorführen.

Courtois, Grundbesitzer in Amiens, hatte 32 Oesterreicher deponirt und erhielt vierteljährlich ein conte courrent. Als er das erwähnte Circulär erhielt, reiste er nach Paris.

Ich machte in allen Bureaux Lärm, sagte er, und die Verwünschungen, die gegen Mirès überall ausgestoßen wurden, ließen mich erkennen wie es stand. Ich konnte von Niemanden Auskunft erhalten, obwohl ich mich an alle Commis und Beamte wandte. Jeder hatte eine andere Auskunft und höchstens ein Achselzucken für mich. Ueberall herrschte die größte Verwirrung.

Endlich traf ich Mirès selbst. Ich stellte ihn zur Rede und fragte ihn, mit welchem Recht er meine Actien verkauft habe, und er versetzte mit ruhiger Miene: aber das geschah ja in Ihrem eigenen Interesse; warum haben Sie uns aber nicht Auftrag zum Wiederkauf ertheilt? Ich wurde ungehalten und nannte Mirès einen Gaukler. Ich begreife nicht, sagte ich, wie Sie jetzt noch zu solchem Hokuspokus

Ihre Zuflucht nehmen können. Ich sah nämlich auf der Treppe Queue machen, man wollte zu den römischen Eisenbahnen zeichnen und ich glaubte nicht anders als einen gemietheten Schwarm von Agenten zu sehen, der dafür besoldet wurde, um die Zeichner zu blenden. Zuletzt wurde ich so gut wie hinausgeworfen, denn ein langer Bursche bedeutete mich, daß es Zeit sei, mich davon zu machen.

Herr Courtois schuldete 11,000 Fr., entgegnete Mirès. Vier Tage nach dem Verkauf fielen seine Papiere; er hätte mindestens 1300 Fr. Deckung gewähren müssen. Damals würde er mich nicht beleidigt, sondern Deckung herbeigeschafft haben. Freilich als die Hausse kam, dachte er nicht weiter daran, daß der erlittene Verlust durch den theuren Einkauf verursacht worden war.

Was würden Sie gethan haben, fragte der Präsident den Zeugen, wenn Ihnen Deckung abverlangt worden wäre?

Nun, ich würde Sie natürlich sofort geleistet haben, versetzte der Zeuge.

Dem stand ja gar nichts im Wege, entgegnete Mirès, wenn es Zeuge um Wiedererlangung seiner Papiere zu thun war, hätte er sich dieselben auf die leichteste Art von der Welt verschaffen können. Er brauchte sie ja nur an der Börse zu kaufen. Er konnte

durch einen solchen Ankauf 40 Fr. an jeder Actie gewinnen. Warum hat der kluge Mann dies nicht gethan? Ach, ich weiß nur zu gut, daß man die Leute aufgestachelt hat, Prozesse gegen mich anzustrengen! Man glaubt, daß das Elend der Actionäre noch nicht groß genug ist.

Der Staatsanwalt. Wer soll der „man" sein? Ich verbitte mir dergleichen Redeweisen. Wer soll die Clienten aufgestachelt haben? Ihre Machinationen sind doch nur durch die Untersuchung aufgedeckt worden.

Mirès. Nun, ich meine die Untersuchung.

Staatsanwalt. Das wollte ich nur hören! Es ist unsere Schuldigkeit, die Leute darüber aufzuklären, daß sie beraubt worden sind.

Mirès (sehr aufgeregt). Sprechen Sie nicht von Beraubung! Ich muß dieses Wort zurückweisen. Klagen Sie mich aller schlimmen Dinge an, nur werde ich mir nicht sagen lassen, daß ich unehrlich gehandelt habe.

Präsident. Sie haben kein Recht zu protestiren, Sie sind hier sich gegen die Anklage zu vertheidigen.

Es traten nun Zeugen aus allen Ständen auf, die die härtesten Beschuldigungen gegen Mirès ausstießen; es sind Beamte, Militärs, Grundbesitzer, ja Leute aus der dienenden Klasse. Alle hatten Mirès

ihren Sparpfennig anvertraut und waren nun darum gekommen. Mirès hatte ihre Papiere zu einer Zeit verkauft, wo die Course noch hoch standeu und in der Zeit der Baisse mit den armen Leuten Abrechnung gehalten, und doch behauptete er, als ehrlicher Mann gehandelt zu haben!

Wahrlich man weiß nicht, woran man eher glauben soll, an die Unverschämtheit des Mannes oder an seine gänzliche Verkennung von Recht und Spitzbüberei. Oder hat die Börse eine andere Moral als die übrige Welt?

Ein gewisser Thierey schleuderte Mirès die Beschuldigung ins Antlitz, daß er seine Frau getödtet habe, die aus Schrecken über den Verlust gestorben sei.

Ein Kutscher warf ihm vor, daß er ihn um die Ersparnisse eines fünfundzwanzigjährigen Dienstes und um die Stütze seines Alters gebracht habe, u. s. w.

Konnte da das Zeugniß eines Schwagers des Angeklagten ins Gewicht fallen, welcher ihn als einen strengredlichen Mann charakterisirte?

Andere Zeugen für den Augeklagten rühmen ebenfalls dessen Redlichkeit. So sagt der Advocat Avand:

Der Verkauf der Papiere, oder die Notification, daß er geschehen sei, war bereits 18 Monate vor meinem Eintritt in die Verwaltung vorgenommen

worden. Die Sache schien mir sehr bedenklich, als ich davon erfuhr, und ich sprach mit Mirès darüber. Er erklärte mir, vollkommen in seinem Rechte gewesen zu sein, doch wolle er gern eine Revision eintreten lassen, wenn ich Bedenken hätte.

Uebrigens, fügte der Zeuge hinzu, kann ich nur bekunden, daß Mirès alles aufgeboten hat, um die Clienten der Kasse vollständig zu entschädigen.

Dies bestätigte auch der Staatsrath und Gouverneur des Credit foncier, indem er erklärte, daß der Angeklagte noch am Tage seine Verhaftung für die Gesellschaft ein Darlehen von fünf Millionen auf seine Privatgrundstücke habe aufnehmen wollen.

Der Advocat Cuzon sprach aus, daß Mirès im Jahre 1860 einen von seinem Vater unterzeichneten aber längst verjährten Schuldschein sofort ohne jede Weigerung eingelöst habe.

Der kaiserliche Anwalt charakterisirt Mirès auf folgende Weise:

Der Angeklagte Mirès ist ein Mann von einem außerordentlichen Ehrgeize, lebhaften Geistes, intelligent, an Hilfsmitteln fruchtbar und von einer Kühnheit, die sich über alle Hemmnisse und rechtliche Schranken hinwegsetzt. Es fehlt ihm der feste, klare Blick, welcher alle Möglichkeiten in den Calcül zieht; er lebt nur dem Moment. Er ist ein Speculant, der

unbekümmert um den Ruin von Tausenden seiner Nebenmenschen, dem Glücke und Reichthum nachjagt und zur Erlangung dieses Zweckes keine Schranke, kein Gesetz der Ehre und Redlichkeit achtet.

Mirès war arm und ohne alles Vermögen, als er die allgemeine Eisenbahnkasse mit 57 Millioen Gesellschaftskapital zu gründen begann. Die Interessen einer großen Menge von Leuten waren in dieses Geschäft hineingezogen worden. Mirès hatte mit vollen Händen unermeßliche Summen verschleudert, trotzdem ist er reich. Aber die Eisenbahnkasse? Sie ist arm, und die Leute, die ihr ihr Vermögen anvertraut, sind ausgebeutet.

Mirès verlangt, daß er nach dem leitenden Gedanken, den seine Verwaltung beherrschte, beurtheilt werde. Wohlan, wir wollen ihm den Gefallen thun. Aber, welche Grundsätze waren es, die diesem leitenden Gedanken innewohnten? Es war das Bestreben, aus der Kasse ein Werkzeug zu machen, ein Werkzeug für den eigenen Vortheil, um möglichst großen Gewinn zu erzielen. Es war der leitende Gedanke, durch Fixerei und Jobberei, durch Beraubung der Clienten, durch betrügerische Prämien sich Geld zu machen. Ja, um den Angeklagten mit wenigen Worten zu charakterisiren, kann ich nur die Worte des Generalsecretär Raynouard anführen, der, als er seine Stellung bei

Mirès aufgab, an ihn schrieb: „Ihre instinktmäßige Abneigung gegen den geraden, gesetzlichen Weg, macht Ihnen Jeden verhaßt, der Ihnen freimüthig entgegentritt.“

Diese Charakterisirung Raynouards ist in der That die treffenste, welche man von dem Angeklagten entwerfen konnte, und gewiß mit Recht ruft der Staatsanwalt aus:

„Nehmen Sie die großen Zahlen hinweg, welche die Phantasie blenden, vergessen Sie jene Millionen, nach denen der Schwindel sich berechnet, und es bleibt Nichts übrig, als ein gemeines Verbrechen!“

Wahrlich, ein großes Wort im Munde des Anwaltes des Empereur Napoleons und des Mannes vom 2. December! Ja, nehmt den so oft als groß bezeichneten Thaten den Flitterstaat des Glanzes, den die siegende Gewalt sich anmaßt, entkleidet sie ihres theatralischen Pompes, beleuchtet sie mit dem Lichte des Freimuthes, dem die Gewalt den Mund schließt, und ihr werdet oft genug statt der sogenanten großen Thaten nur Unthaten sehen!

Niederschmetternd auf den Angeklagten mußten die Worte des kaiserlichen Anwaltes fallen, als er die Klage- und Drohbriefe der um ihr Eigenthum betrogenen Clienten vorlas und die erlittenen Verluste

derselben herzählte. Die Papiere des Obersten Danner, sagte er, die in Wirklichkeit für 233,000 Fr. verkauft sind, werden nach dem vorgespiegelten Verkauf vom 1. Mai 1859 mit 101,000 Fr. berechnet. Der Oberst verdient 123,000 Fr., und da er 110,000 Fr. geliehen hatte, schuldet er Denen, die ihn bestehlen, noch 10,000 Fr. Der arme Kutscher Petit Jean büßt von 17,000 Fr. 7000 Fr. ein. Ein Commissionär, Chalamel, wird um 9000 Fr. betrogen und wird darüber verrückt. Eine alte Magd, Groguet, hat ihren Lohn, ihr Ersparniß für ihre alten Tage, in Papieren bei Mirès niedergelegt. Sie verliert 5000 Fr. Ein Jahr später schreibt sie an Mirès:

„Ich will Sie nur daran erinnern, in welche Lage Sie mich versetzen, ich, die ich schon elend genug bin. Ich habe zweimal an Sie geschrieben, um Ihre Verwendung zu erlangen, damit ich bei den Incurables aufgenommen werden könnte. Ich habe ja nichts, als meine kleine Wohnung. Wovon soll ich die Kosten bezahlen?"

Welche Kosten meinen Sie? Prozeßkosten!

Es ist nicht genug, daß das arme Weib den Räuber ihres Vermögens um eine Zufluchtsstätte im Spital bittet, sie muß auch noch um die Gnade betteln, daß er nicht durch einen Prozeß sie auf die

Straße setze, denn sie schuldet ihm nach seiner Rechnung noch 180 Fr.

Und ein solcher Mann will sich noch der Großmuth und Ehrlichkeit rühmen. Ja großmüthig mochte er sein — gegen die Werkzeuge seiner Betrügereien. Wer ist es denn, der die Verschwendungen dieses Mannes bezahlt hat? Unglückliche Familienväter, die ihm ihre Habe in gutem Glauben anvertraut; verdiente Militärs, die er um ihre letzten Hilfsquellen gebracht; arme Handwerker, welche ihren Nothgroschen ihm hingegeben; der wahnsinnig gewordene Chalomel, der Kutscher Petit Jean, die alte Groguet, das sind die Leute, die dieser Mann dahin gebracht, an den Thüren seiner glänzenden Hotels zu betteln!

Am Schlusse sagt der kaiserliche Anwalt:

Sämmtliche Unternehmungen Mirès' sind also, wie ich nachgewiesen habe, auf Liebe und Betrug gegründet, und hiermit ist auch der Vorwurf widerlegt, den man der Regierung gemacht hat, daß ihre Repressivmaßregeln den Aufschwung des französischen Geldmarktes verhindert habe. Nicht diese Maßregel, sondern die Gewissenslosigkeit der Goldjäger hat es verschuldet, wenn gegenwärtig jede neue Speculation mit Mißtrauen aufgenommen wird.

Eben so falsch ist die Behauptung, daß die Untersuchung die allgemeine Eisenbahnkasse ruinirt habe.

Wenn Mirès seine durch die Verhaftung ihm zugefügten Verluste auf über hundert Millionen veranschlagt, so ist diese Rechnung eben so frech, als sie lügnerisch ist.

Schon ehe die Untersuchung begann, war die Eisenbahnkasse ruinirt. Mehr als Alles beweist dies die Thatsache, daß Raynouard, Barbit Deveux, Solvo und Andere bei dem Unteruehmen äußerst Interessirte die Gesellschaft verlassen. Die Ursachen des Verfalls der Kasse datiren nicht vom December 1860, sondern von ihrer Gründung her. Die Ursachen ihres Ruins sind die Unkenntniß, die Unordnung und die Unsolidität der Geranten und die durch sie verursachten Verluste. Diese Gesellschaft, von deren gepriesener Blüthe sich so Viele blenden ließen, hat von Anfang an gegen den Banquerott angekämpft. Alle ihre Inventuren waren falsch, ihre Gewinne erlogen, ihre Dividenden betrügerischer Weise vom Kapital gezahlt.

Aus der Vertheidigsrede heben wir hervor:

Man sagt, der Angeklagte sei reich, sagte Mirès' Advocat. Wodurch aber wird diese Behauptung bewiesen? — Im Jahre 1860 bestand Mirès' Vermögen in einem Grundstück der Rue neuve de Mathurins und in 500,000 Fr. spanischer Rente, der Gerance des Constitutionnel und der Mitgift seiner Tochter. Die Rente hat er verkauft und mit

1,326,366 Fr. in die Gesellschaftscasse fließen lassen. Die Gerance des Constitutionnel konnte als ansehnliches Vermögen gelten, aber sie wird ihm streitig gemacht. In der That schuldet Mirès heute der Casse 1,792,165 Fr. und besitzt nur ein Grundstück, welches diese Schuld noch lange nicht deckt. Man hat behauptet, daß Mirès' Reichthümer durch seine Frau, in deren Besitz sie übergegangen, geborgen seien; das ist eine Lüge. Wenn Mirès noch außer den Objecten, die ich genannt, noch Etwas besitzt, — und es möge Freund oder Feind sich darnach umthuen, ob noch irgend ein Vermögen vorhanden — dann möge man ihn aller der Verbrechen für überführt halten, die man ihm hier aufbürden will. Mirès ist auch kein hochmüthiger, herzloser Mensch, wie man sich Mühe gegeben hat, ihn zu schildern, ganz Bordeaux weiß von seinen Wohlthaten zu erzählen und wie reichlich er seine Familie unterstützte. Er ist ein zärtlicher Familienvater, durchaus einfach für seine Person, ein Feind des Luxus, und Alle, die ihn genauer kennen, geben ihm das Zeugniß, daß Rechtlichkeit der Grundzug seines Charakters ist."

Zuletzt schließt der Vertheidiger mit den Worten

„Ich habe die ganze Laufbahn des Angeklagten vor Ihnen aufgerollt, mein Amt war schwierig und undankbar, aber Eins ist, was mich ermuthigt hat,

der unerschütterliche Glaube an die Güte und den Biedersinn meines Clienten."

Das Urtheil wurde am 10. Juli 1861 verkündet. Es lautete auf fünf Jahre Gefängniß und 3000 Fr. Geldbuße. Somit war der Act dieses merkwürdigen Prozesses geschlossen.

Mirès war demnach als gemeiner Verbrecher gebrandmarkt, er hörte das Urtheil schweigend und unbeweglich an, aber seine tödtliche Blässe läßt die Empfindungen errathen, die in seinem Innern wühlen. Mit gesenktem Haupte und zum Himmel gestreckten Händen steht er eine Weile regungslos da, dann aber plötzlich richtet er sich empor, er scheint sich über seine Niederlage stolz zu erheben und verläßt mit raschen Schritten den Gerichtssaal. Die Appellation wird angemeldet, und noch einmal die Presse in Bewegung gesetzt, um die öffentliche Meinung zu gewinnen.

Die Verhandlungen vor dem Appellationsgericht begannen einige Wochen später, im August, das erste Erkenntniß wird nur theilweise bestätigt, das Strafmaß aber dennoch im ganzen Umfange belassen.

Auch dieses Urtheil wurde von dem Angeklagten angefochten, und im December kam die Sache vor die Criminalabtheilung des Cassationshofes in Paris zur Verhandlung. Der Cassationshof sprach nun in der That die Nichtigkeitsbeschwerde aus, und verwies die

Sache zur nochmaligen Verhandlung in der Appellationsinstanz vor den kaiserlichen Gerichtshof in Douai, denn es wurde anerkannt:

Die Vertheidigung habe beansprucht, daß der Sachverständigenbericht umgestoßen würde, weil der Sachverständige bei seiner Begutachtung sich nicht lediglich auf die Handelsbücher der Gesellschaft gestützt habe, und zweitens auf eine neue Beweisaufnahme. Da aber in dem Appellationserkenntniß nur der zweite Theil des Antrags verworfen, über den ersten aber gar nicht erkannt worden, sei ein wesentliches Recht der Vertheidigung verletzt worden.

So war denn dieser merkwürdige Prozeß vor das Ende des Anfangs angelangt; so hatte denn die zähe Beharrlichkeit des Angeklagten dennoch endlich auf die Richter und das Publikunt ihre Wirkung ausgeübt. So aufgebracht auch Viele, die ihr Vermögen bei der Kasse eingebüßt, auf Mirès sein mochten, im großen Ganzen blieb das Publikum nicht ohne Theilnahme, und im Allgemeinen mochte man sich sagen: die Verbrechen, welcher Mirès angeklagt ist, haben Tausende täglich begangen und begehen noch, und um manchen Staat mag es übel aussehen, wenn sein Finanzminister nicht seine Zuflucht zu ähnlichen Kunststücken nähme, wie solche Mirès ausgeübt. Ja, viele Actionäre der Gesellschaft behaupteten, daß Mirès zu

ihrem Ruin aus jener segensreichen Thätigkeit herausgerissen worden sei.

Vor dem Gerichte in Douai wagte Mirès auszurufen:

Die Justiz wird sich einst der Urtheile zu schämen haben, durch welche ich für schuldig erklärt worden bin und ich hoffe, daß sich in Douai das Unrecht, das mir in Paris zugefügt worden, nicht wiederholen wird.

Ich schwöre es im Namen der Wahrheit und der Ehre, ruft er leidenschaftlich aus, ich bin nichts als ein Schlachtopfer, ich bin verleumdet und verfolgt!

Was Mirès hartnäckig verlangte, war die nochmalige Prüfung seiner Angelegenheit durch neue Sachverständige. Ich würde lieber mit einer neuen Expertise zu fünf Jahren als ohne eina solche zu drei Monaten verurtheilt werden, ruft er aus. Ich verlange nichts als eine nochmalige Untersuchung. Wenn man mir diese nicht gestattet, so werde ich die Verhandlung verlassen und auf meine weitere Vertheidigung verzichten.

Als der Vertheidiger Mirès' seine Rede beginnen wollte, fiel ihm Mirès ins Wort: mein lieber Herr, es ist nicht uöthig in der Hauptsache ein Wort zu verlieren, sondern einzig und allein meine Forderung einer neuen Untersuchung geltend zu machen.

Mehremale versuchte der Vertheidiger vergeblich zu beginnen, jedesmal wird er von Mirès mit dem leidenschaftlichen Ausruf unterbrochen, daß er nichts als eine neue Untersuchung beanspruche.

Als der Vorsitzende den Angeklagten ermahnt, seinen Vertheidiger zu Worte kommen zu lassen, ruft Mirès aus:

Nein, ich will nichts. Fünf Jahre Gefängniß oder die Expertise. Das ist Alles, was ich zu sagen habe!

Der Vertheidiger thut endlich dem Angeklagten seinen Willen und sagt:

Fünf Jahre Gefängniß oder die Expertise, ich habe nichts weiter hinzuzufügen, mein Plaidoyr ist beendet.

Hierauf legt er, verletzt durch Mirès' Benehmen, sein Mandat nieder.

Endlich wird das neue Urtheil verkündet. Mirès Verlangen auf eine nochmalige Untersuchung durch Sachverständige wird zurückgewiesen, im Uebrigen aber das erstinstanzliche Erkenntniß umgeworfen und auf — völlige Freisprechung erkannt.

Die Entscheidungsgründe, durch welche dieses Erkenntniß motivirt wurde, lauteten:

In Betreff der Executionen (der Verkauf der Actien der Pfandgeber) ist man zu der Annahme be=

rechtigt, daß die Geranten das Recht gehabt haben, über die verpfändeten Papiere frei zu verfügen, denn auf die von ihnen ausgestellten Empfangsscheinen war nur die Zahl und die Gattung der verpfändeten Actien angegeben und hieraus ist zu schließen, daß den Actien die Eigenschaft von Sachen beigelegt ist, welche verkauft nnd weiter begeben werden können, ohne ein Eigenthumsrecht zu beschädigen. Auch andere Bankinstitute verfügen ganz ebenso über verpfändete Papiere, was sich aus der Natur des Bankgeschäftes vollständig rechtfertigen läßt. Wie würde der Banquier bestehen können, wenn er gezwungen wäre sein Kapital fest zu machen, statt es in Umlauf zu setzen?

Nun ist zwar der angebliche Verkauf der Actien eine große Unregelmäßigkeit und macht den Angeklagten im Wege der Civilanklage verantwortlich, aber ein Vergehen ist es nicht. Denn Mirès schuldet den Clienten keineswegs den Erlös aus den verkauften Actien sondern diese Actien hat er ihnen in natura zurückzugeben.

Mirès ist nun aber wirklich im Stande gewesen, die Papiere entweder in natura zurückzugeben, oder den Geldwerth zu erstatten, und die Pfandgeber sind auch in der That entschädigt worden.

Ihm ist auch das Verbrechen der Unterschlagung nicht erwiesen.

Ebensowenig kann von Mißbrauch des Vertrauens (abus de confiance) bei der Mehrausgabe von Obligationen der spanischen Eisenbahn die Rede sein.

Mirès verpflichtete sich, indem er die Einzahlungen der Subscribenten annahm, ihnen Obligationen zu liefern. Er würde diese seine Verbindlichkeit erfüllt haben, wie er bewiesen, wenn er nicht verhaftet worden wäre.

Das Erkenntniß weißt auch die andern Beschuldigungen als nicht strafbar zurück, indem er Mirès' Manipulationen theils als gesetzlich, theils als durch die Umstände geboten und als nicht dolose bezeichnet und charakterisirt.

So war denn Mirès frei gesprochen. Die Einwohner von Douai brachten ihm, um das Spectakelstück würdig zu beschließen, eine Ovation. Der Geldmann begann schon wieder sein Geschäft und die Actien seiner Kasse stiegen an einem Tage von 40 auf 170 Fr. Schon eröffnete er am 15. Mai eine neue Subscription mit dem üblichen Pomp auf ein Capital von 200 Millionen Fr.; und die Franzosen ließen sich, wie gewöhnlich, abermals herbei, um sich von Neuem betrügen zu lassen.

Der Moniteur warnte zwar die Journale, ihre Spalten den Börsenspeculanten zu öffnen, aber Mirès

ließ sich auch hierdurch nicht abschrecken. Mehr Eindruck schien auf ihn die Erklärung des Directors der Staatsbank zu machen, daß sein Conto zurückgezogen sei und daß ihm weder in der Bank noch in deren Filialen Credit gewährt werden könne.

VII.

Ein Gang durch Paris.

Mancher behauptete bisher, Paris sei trotz seiner völligen Umwandlung unter Napoleon III. noch immer das alte. Wir glauben das in der That. Die Pariser hat das Empire nicht anders gemacht, und jemehr sich Paris verwandelt, d. h. sich äußerlich umwandelt, desto mehr werden sich die kommenden Generationen in die Geschichte der merkwürdigsten aller Städte vertiefen, und es wird nie an Schriftstellern mangeln, welche diese Geschichte aufwühlen und mit Talent und Geschick das alte Paris vor die Phantasie ihrer Leser wieder hervorzaubern und heraufbeschwören werden.

Ja, wir behaupten es: kein Stein von diesem alten, seltsamen Paris wird den zukünftigen Geschlechtern verloren gehen; Napoleon III. macht vergebliche Anstrengungen, auch nur einen alten Winkel, ein altes

Haus, woran sich revolutionäre Erinnerungen knüpfen in Paris verschwinden zu machen.

Im Gedächtnisse des Volkes wird sich Alles erhalten, dafür werden seine Romantiker und Historiker schon sorgen.

Und ist die alte Geschichte nicht da — kommt die neue; und daß Paris auch eine neue Geschichte haben wird, welche mit seiner alten wetteifern kann, — nun wir meinen, braucht man kein Prophet zu sein, um dies vorauszusehen.

Wir können daher den Schriftsteller beruhigen, welcher in folgende Betrachtung sich versenkt:

Schläft Paris wirklich? Ist die Stadt, welche jetzt fast seit einem Jahrhundert (erst seit dieser Zeit?) in der Bewegung der Geister in Europa immer die Initiative ergriffen hat, im Materialismus untergegangen? Ist der ideale Zug, welcher im Leben des französischen Volkes vor allen seinen übrigen Eigenschaften so mächtig herortritt, verschwunden? Rom und Mexiko! — — Hat Frankreich die Schuld zu tragen oder der Bonapartismus? England ist tief gesunken seit einem halben Jahrhundert. Dort verdrängt der materielle Nutzen, der Handel und der Schacher vollkommen jedes ideale Streben. Haben die Agiotage und der Börsenschwindel auch das Vater-

land Rousseaus und Valezés,*) die Geburtsstätte der Gironde und des Berges angesteckt? Sind die Barbés, die Louis Blanc, die Robespierre alle gestorben? Hat die Entwickelungsgeschichte der Völker auch bereits über das fröhliche und muthige Paris, über die Stadt der Revolutionen, ihr graues Leichentuch gebreitet? Ist die Stadt der Revolution ein Kirchhof geworden?

Die Antwort lautet natürlich wie die unsrige.

„Alle neuen Boulevards und Staaßenlinien haben den alten Geist nicht aus den Vorstädten St. Marteau und St. Jaques verbannen können. In jedem Handwerker, Arbeiter und Studenten spricht er sich aus. Er ist in die neuen Häuser mit eingezogen. In jedem Café, in jedem Restaurant, in der Closerie der Lilas und im Saale mit den tausend Sälen, wo die Arbeiter mit ihren Mädchen und Grisetten den Cancan tanzen, war er anwesend. Ich sprach von Polen, von Garibaldi. Welch' einen Enthusiasmus habe ich für das unglückliche Land gefunden, welches einen Heldenkampf für seine Nationalität und für seine Freiheit kämpfte, der an heroischen Thaten den Kämpfen des Alterthums würdig zur Seite steht! Aber der Himmel ist hoch und Frankreich ist weit. Polen kämpfte seinen Todeskampf und weder Frankreich noch

*) Gustav Rasch.

England kamen ihm zu Hilfe. „Zu Hunderttausenden würden wir hingehen und den Polen helfen" sagten mir die armen Arbeiter in Faubourg St. Marteau. Es ist unbegreiflich, daß sich der Bonapartismus in Frankreich nicht mit diesem Geiste verbindet, statt, wie es geschieht, sich mit dem Priesterthume und den reactionären Gewalten zu liiren. Garibaldi's Name war in diesen Vorstädten so populär, wie in Neapel und Sicilien. Er war für die Arbeiter und Studenten in Allem der untrügliche Held. Wie oft mußte ich in diesen Tagen hören: „Wäre Garibaldi nach Polen gegangen, zu vielen Tausenden wären wir hingezogen."

— — — — — — — — — — —

„Die Politik, welche die kaiserliche Regierung seit den letzten Jahren gegn Italien eingeschlagen hat, ist der größte Fehler gewesen, den sie beging. Sie ist dem Geiste der Pariser Bevölkerung durchaus zuwider. Der Bonapartismus hat einen Tag gehabt, wo die Sympathien für denselben sich in Begeisterung verwandelten. Es war der Tag, wo Louis Napoleon Paris verließ, um für Italien ins Feld zu ziehen und die Oesterreicher auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino aus der Lombardei herauszuschlagen. An diesem Tage herrschte eine wirkliche Begeisterung in Paris für Louis Napoleon, wie mir zuverlässige

Augenzeugen vielfach versicherten. Der Jubel war unermeßlich. Sie jauchzten nicht dem Bonapartismus zu, sondern der Idee der Freiheit und der Nationalität der Völker, für welche derselbe an diesem Tage ins Feld zu ziehen schien. Aber seitdem ist es mit dem Bonapartismus in Frankreich täglich mehr abwärts gegangen. Alle Sympathien sind verschwunden, das Verlassen der polnischen Sache, für welche schon zu Louis Philips Zeiten ein großes Interesse in allen Klassen der französischen Bevölkerung herrschte, und der unglückliche Feldzug nach Mexiko haben nur dazu gedient, diese Sympathien noch mehr zu vernichten. Der Fall von Puebla hat selbst als Speculation auf die französische Gloire seine Wirkung vollständig verfehlt. Sogar die Einnahme von Puebla war nicht mehr im Stande, den Widerwillen, den man von Anfang an gegen die mexikanische Expedition empfunden hat, auszutilgen.

Interessant ist, was derselbe Verfasser über das Zellengefängniß Mazas sagt, über dieses Gefängniß, welches während des zweiten Empire eine so große Rolle spielt.

Mein Begleiter machte mich auf den Bau der sechs Flügel aufmerksam. „Sehen Sie,“ sagte er, „hier in der Mitte der Rotunde auf der wir stehen, das Gebäude von Glas, darin befinden sich die Sicher-

heits- und Aufsichtsbeamten des Gefängnisses, während sie den Dienst haben. Mit einem Blick kann jeder Beamter den Flügel, der seiner Aufsicht übergeben ist, überschauen. Sehen Sie nun in die Höhe. Die Säulen des Gebäudes tragen den Altar der Kapelle des Gefängnisses. Wenn der Priester dort oben vor dem Altar steht, und sämmtliche Zellen geöffnet sind, kann jeder Gefangene aus seiner Zelle den Altar und den Priester erblicken."

Jeder Gefangene erhält täglich 750 Gramm Brod. Mit diesem Brod kann er sich für seine zwei Mahlzeiten täglich einrichten. Die Eine findet des Morgens um acht Uhr statt und besteht aus einem halben Litre Fleischbrühe; um drei Uhr findet das Mittagsessen statt. Es besteht aus einem drittel Litre in Fleischbrühe gekochtem Gemüse, die jedesmalige Portion besteht aus hundert Gramm. Jeder Gefangne kann sich auch für sein Geld täglich etwas Wein und einige Eßwaaren selbst kaufen.

Ich dachte an das Zellengefängniß bei Berlin, und an die dort den Gefangenen gegebene Kost. Ich zog im Geiste eine Parallele und wieder fiel diese Parallele zum Nachtheile jenes Gefängnisses aus. Es ging mir immer so in England und in Frankreich, wenn ich die Parallele zwischen den heimischen und den englischen und den französischen Zuständen zog.

Gefängnisse, Irrenhäuser, Wohlthätigkeitsanstalten, Besserungshäuser! Immer war man in Deutschland zurück. Wer denkt im Zellengefängniß zu Berlin daran, den Gefangenen zweimal wöchentlich Fleisch zu geben? Fünfmal im Jahre ist genug, an den hohen Festtagen und am Geburtstage des Königs. Was Fleischbrühe? Man ersetzt die Fleischbrühe durch Graupen- und Gemüsesuppen. Ich habe kein französisches und kein englisches Gefängniß gefunden, wo nicht wenigstens zweimal wöchentlich den Gefangenen Fleisch zur Mittagsmahlzeit gegeben wurde.

Welche Strafen wenden Sie gegen Gefangene an, die sich der Hausordnung nicht fügen wollen? fragte ich den Beamten.

Es kommt auf die Schwere des Vergehens an, dessen er sich schuldig macht.

Das versteht sich, das kann ich mir selbst sagen. Man schlägt Niemanden den Kopf ab, der es sich einfallen läßt, in seiner Zelle ein Lied zu singen oder Stückchen zu pfeifen.

Gewiß nicht. Aber unsere Strafen bestehen in folgenden Stufen: Entziehung des täglichen Spazierganges, Entziehung der Arbeit, Entziehung des Bettes; fruchtet dies Alles nicht, so erhält der Gefangene nur Wasser und Brod zur Nahrung. Die schwerste Strafe ist Einsperrung in die Strafzelle.

Und wie ist diese Strafzelle?

Sie ist dunkel, hat keinen Sitz, keinen Tisch und kein Bett; aber der Boden ist gedielt.

Und das ist Alles? Giebt's keine andern Strafen?

Was könnte es noch für eine andere Strafe geben, mein Herr?

Nun Stockprügel oder vielleicht Prügel mit einer Ruthe oder mit einer ledernen Knute.

Ich werde nie das Gesicht vergessen, mit dem der Brigadier meine Frage beantwortete. Auf seinem Gesichte wechselte Verwunderung, Staunen, Entrüstung. Stockprügel? sagte er, Ruthenhiebe, Knutenhiebe? Mein Herr, Sie sind in Frankreich, nicht in Rußland.

Das weiß ich, aber diese verschiedenen Arten von Hieben kommen auch in andern europäischen Ländern vor, als in Rußland.

Ja, in der Türkei. Man hat mir gesagt, daß in der Türkei die Menschen auf die Fußsohlen geprügelt werden. Ich glaube die Strafe heißt Bastonade. Sind Sie ein Türke?

Nein, ich bin weder ein Türke noch ein Russe.

Aber aus welchem Lande sind Sie denn, wenn Sie überhaupt aus Europa sind?

Ich bin ein Deutscher. Haben Sie von Berlin gehört?

Gewiß. Berlin ist die Stadt der Philosophie, der Gelehrten, der Intelligenz.

Nun, in dieser Stadt wohne ich. Und dort schlägt man die Gefangenen mit der Ruthe, mit dem Stock und mit der Knute.

— — — — — — — — — — —

Wir traten in eine Zelle des Erdgeschosses. Sie war leer. Der Raum betrug nach meiner Schätzung ungefähr 20 Metres. Durch das im Gefängnisse eingeführte System der Ventilation wurde sie unaufhörlich mit frischer Luft versorgt. Sie wurde durch ein Fenster erleuchtet, welches der Gefangene nach Belieben öffnen konnte; während der Nacht wurde sie von neun Uhr Abends an vermittelst Gas erleuchtet. Das Meublement bestand aus einem an der Mauer befestigten Tische, aus einem Stuhl, aus einer Hängematte, aus einigem Geschirr, Gabel und Löffel von Holz. An der Wand waren zwei Gestelle von Holz angebracht, um Geräthschaften darauf zu legen. Ueber dem Tische war das Gefängnißreglement an der Mauer angebracht, und in der andern Ecke war ein Mechanismus angebracht, mittelst dessen der Gefangene zu jeder Zeit durch eine auf der Gallerie angebrachte Glocke mit den Beamten des Gefängnisses verkehren konnte, falls er ihrer Hülfe benöthigt sein sollte. Im Winter werden die Zellen vermittelst Luft-

heizung erwärmt; dieselbe beginnt Mitte October und endigt Mitte März.

Ich setzte mich auf den Stuhl. Der Beamte nahm mir gegenüber auf dem Tische Platz. Eine Zelle ist, sagte er, ganz wie die andere. Wenn Sie eine Zelle gesehen haben, haben Sie alle Zellen gesehen.

Und die Zellen, in denen die Generäle Cavaignac, Bodeau, Charras, Changarnier nach dem Staatsstreiche eingesperrt wurden, sind sie gerade so eingerichtet wie diese?

Gerade so.

Erzählen Sie mir nun, wenn's Ihnen beliebt, das Leben eines Gefangenen in Mazas vom Morgen bis zum Abend. Sie wissen, der Herr Präsident des Seine-Departeman hat befohlen, daß ich auf das Genaueste unterrichtet werden soll.

Gut. Also von der Aufnahme an. Diese kann nur erfolgen, wenn sie durch einen richterlichen Befehl vorgeschrieben wird.

Aber Cavaignac, Charras, Bodeau? Wo war da der richterliche Befehl?

Der Beamte that, als höre er die Frage nicht und fuhr fort:

In einem Zellenwagen, den Sie ja wohl gesehen haben, wird er aus der Polizeipräfectur hergeführt. Der Zellenwagen hält in dem ersten Hofe. Der

Gefangene steigt aus und wird in eine der Aufnahms-zellen gebracht. Von dort wird er nach dem Innern des Hauses übergeführt. Vorher nimmt er ein Bad. Gefährliche Werkzeuge, wie Messer, Rasirmesser bei-spielsweise, muß er abliefern. Ebenso das Geld. Aber funfzehn Franken werden ihm immer belassen. An demselben Tage erhält der Gefangene den Besuch des Directors und des Arztes. Es wird ihm Papier, Feder und Tinte gebracht. Ist er arm, so erhält der Gefangene die Schreibmaterialien unentgeldlich. In der ersten Zeit empfängt der Gefangene, um ihm die Einsamkeit seiner Haft weniger drückend zu machen, täglich mehrmals die Besnche der Beamten. Will der Gefangene sich aber etwa nicht mit Lesen und Schrei-ben, sondern vielleicht mit Handarbeiten beschäftigen, so werden ihm die nöthigen Materialien dazu allen-falls dazu unentgeldlich verschafft. Sie sehen, die Ein-samkeit in Mazas ist nicht so schrecklich, als wie sie sich oberflächlich ansieht.

Nun, und wie ist der Tag eingetheilt?

Um 7 Uhr Morgens wird aufgestanden. Der Gefangene kleidet sich an, rollt seine Hängematte auf und fegt seine Zelle aus. Das Frühstück kommt um acht Uhr. Um 9½ Uhr wird spazieren gegangen. Der Spaziergang dauert mindestens eine Stunde.

Und wo wird spazieren gegangen?

In einem fächerförmigen Hofe, wo die einzelnen Räume in spitzen Winkeln auf ein Centrum zulaufen, in dem sich ein Beamter auf einem hochgelegenen Punkte befindet, um die Gefangenen überblicken zu können. Kein Gefangner kann den Andern sehen.

Und erhält der Gefangene Bücher zum Lesen?

So viel er will. Mazas hat eine vortreffliche Bibliothek. Sie besteht aus mehr als 4000 Bänden und enthält die französischen Classiker, Reisebeschreibungen, Romane, religiöse Schriften. Es sind auch englische Werke da, beispielsweise Werke von Walther Scott, Cooper, Dickens, Thackaray, Marryat, auch deutsche Werke. Bücher, welche viel gelesen werden, haben wir in mehreren Exemplaren, wie z. B. die Werke von Walter Scott, welche in vier Exemplaren vorhanden sind, oder das Magazin Pittoresque.

Und muß der Gefangene sich zu einer bestimmten Stunde schlafen legen?

Nein, durchaus nicht. Vor sieben Uhr darf er sich nicht schlafen legen. Nach sieben Uhr steht es dagegen ganz in seinem Belieben, wenn er zu Bette gehen will.

Und kann der Gefangene rauchen?

Der Gebrauch des Tabaks ist allen Gefangenen ohne Ausnahme gestatttet.

Mazas, davon überzeugte ich mich bereits, zeichnet

sich doch von den deutschen Zellengefängnissen, welche ich gesehen habe, vortheilhaft aus. Die Einsamkeit in der Zelle war freilich dieselbe, wie überall; aber sie wurde durch einen wenigstens einstündigen Spaziergang, durch die Möglichkeit zu schreiben und zu lesen, welche dem Gefangenen in reichlichem Maße gestattet wurde, durch viele Besuche unterbrochen. Eine große Annehmlichkeit für den Gefangenen besteht darin, daß er nicht gezwungen wurde, in einer bestimmten Stunde sich schlafen zu legen. — — Mazas kannte diese qualvollen Zustände zwischen Wachen und Schlafen nicht. Der Gefangene konnte sie verscheuchen, indem er seinen Gedanken durch das Lesen eines interessanten Buches eine andere Richtung gab, oder indem er an seine Freunde schrieb oder deren Briefe las, oder seine Pfeife rauchte. Wer nicht selbst Gefangener in einer einsamen engen Zelle war, weiß gar nicht genug zu schätzen, welche Unterhaltung und welcher Trost in den blauen Dampfwölkchen einer Cigarre enthalten ist. Die Hausordnung des Zellengefängnisses in Mazas gestattet dem Gefangenen diesen Trost und diese Unterhaltung im reichsten Maße, so viel und so oft er sie in Anspruch nehmen will, — welcher Gefängnißdirector in Deutschland hat in seine Hausordnung einen ähnlichen Paragraphen aufgenommen? Der Gefangene in den deutschen Zellengefängnissen kann nicht einmal

das Fenster seines Gefängnisses öffnen; die Luft, welche ihm zuströmen soll, mißt für ihn sein Kerkermeister ab; um wie viel weniger könnte es ihm gestattet werden, die Luft seiner Zelle mit Cigarrenrauch oder Tabakqualm zu füllen! Schon dieser Gedanke könnte einen deutschen Gefängnißdirector erschrecken. Auch in Betreff der Besuche, welche der Gefangene von seinen Freunden und Bekannten empfängt, herrscht in Mazas ein humanes Princip. Der Gefangene kann seine Freunde und Bekannten im Sprechzimmer zweimal jede Woche sehen, ja der Besuch darf eine viertel oder eine halbe Stunde dauern. Wie ich Ihnen schon zu sagen die Ehre hatte, wiederholte mein Begleiter nochmals, es kommt Alles auf den Fall an; das Gesetz schreibt eine viertel oder halbe Stunde vor; aber wie oft wird aus dem halbstündigen Besuch eine oder mehrere Stunden. Sein Vertheidiger kann jeden Gefangenen täglich so oft und so lange er will sprechen. Es ist dafür keine Beschränkung vorhanden."

Gewiß, trotz der Isolirhaft, ist dieses Gefängniß nicht so düster, als die anderen aus der Revolutionszeit oder aus noch früherer, die so entsetzliche Dinge zwischen ihren Mauern gesehen. Und dennoch der 2. December! Cavaignac! Charras! — —

Und was wird dieses Gefängniß zu erzählen haben, wenn wieder eine Revolution ihr blutiges Haupt erhebt.

Wieder? Ist die Revolution nicht todt?

Können sich in diesem glatt rasirten Paris die Revolutionen der Vergangenheit wiederholen?

Ist es möglich, daß jemals wieder in den geradlinigen Straßen von Paris Barrikaden entstehen? Und wenn dies der Fall, können sie den Chassepots widerstehen?

Können sich die Scenen von 1789, 1830, 1848 jemals in Paris wiederholen?

Da fällt mir die herrliche Schilderung Victor Hugo's in die Hand.

Der alte gespenstische Geist der Revolution steigt in gigantischen Schattenrissen vor unseren Augen auf.

Victor Hugo, der Biograph Napoleons des Kleinen, glaubt an die Revolution, wenn nicht in dieser, so doch in jener Form, wenn nicht auf den Barrikaden, so doch hinter den Kanonen.

Ja, er glaubt fest daran, das Pariser Volk, und jedes Volk wird aufstehen, wenn es ihm zu arg wird, und es wird siegen, trotz den Chassepots und den strategischen Gassen.

Und daß Paris seine großen Revolutionen nicht vergessen soll — führt er ihm die alte Zeit wieder vor.

Es war im Jahre 1830.

„Ein Wesen, das in diesem Augenblicke auf den Flügeln der Fledermaus oder der Eule über Paris

geschwebt hätte, würde ein düsteres Bild vor Augen gehabt haben.

Das ganze alte Stadtviertel der Hallen, das gleichsam eine Stadt in der Stadt ist, von der Straße St. Denis und St. Martin durchzogen wird und wo sich tausend Gäßchen kreuzen, aus welchen die Aufständischen ihre Schanzen gebaut hatten, würde ihm wie ein ungeheures finsteres Loch in der Mitte von Paris vorgekommen sein. Hier fiel der Blick in einen Abgrund. Weil die Straßenlaternen zerschlagen und die Fenster geschlossen waren, hörte jedes Licht, jedes Geräusch, jedes Leben, jede Bewegung auf. Die unsichtbare Polizei des Auflaufs wachte überall und hielt Ordnung, d. h. Nacht. Die nothwendige Taktik des Aufstandes besteht darin, die kleine Anzahl mit weiten Dunkel zu umhüllen und jeden einzelnen Kämpfer nach Möglichkeit zu vervielfältigen. Mit Einbruch der Nacht war in jedes Fenster, an welchem sich Licht zeigte, geschossen worden. Das Licht war erloschen, bisweilen der Bewohner getödtet. So rührte sich Nichts. Nichts war da als Schrecken, Angst, Trauer, Staunen in den Häusern und Grauen auf den Straßen. Man sah nicht einmal die langen Reihen der Fenster und Stockwerke, die Zacken der Feueressen und der Dächer. Das Auge, das von oben in diesen Haufen von Schatten hineingesehen hätte, würde viel-

leicht hier und da in gewissen Formen undeutlichen Lichtschein bemerkt haben, in welchen seltsame Linien erschienen, Umrisse wunderbarer Bauten, Lichter, die gleichsam in Ruinen hin- und hergingen, — das waren die Barrikaden. Alles Uebrige war ein See, ein nebelhafter, düsterer See von Finsterniß, über welchem sich die unbewegliche Gestalt der Thürme von St. Jakob, der Kirche St. Merry und einige andere der großen Gebäude zeigten, die der Mensch zu Riesen, die Nacht aber zu Phantomen gestaltet.

Um dieses öde und beängstigende Labyrinth herum, in den Stadttheilen, in welchen das Pariser Leben nicht vernichtet war und wo einzelne Straßenlaternen noch glänzten, würde der Beobachter das metallische Blitzen von Säbeln und Bajonetten erkannt, das dumpfe Rollen der Artillerie, das Wimmeln schweigender Bataillone vernommen haben, das von Minute zu Minute größer wurde, jenen furchtbaren Gürtel, der sich langsam fester um den Auflauf herumzog.

Der Stadttheil des Auflaufs war nur noch eine ungeheure Höhle; Alles darin schien zu schlafen oder unbeweglich zu sein, und jede der Straßen, in die man gelangen konnt, bot, wie man gesehen hat, nichts als Dunkel, ein Dunkel voll Fallen und Schlingen, voll unbekannter Schrecknisse, in das man nur mit

Furcht einzudringen wagen konnte und in welchem die, welche hineingelangten, zitterten vor denen, welche sie erwarteten, wie die, welche warteten, vor denen zitterten die kamen. Unsichtbare Kämpfer waren hinter jeder Straßenecke verschanzt; Hinterhalte gab es da in dunkler Nacht. Kein Lichtschein war mehr zu hoffen als das Blitzen von Flintenschüssen, keine andere Bewegung, als plötzliches und rasches Erscheinen des Todes. Wo? Wie? Wann? Das wußte man nicht; aber er war gewiß, unvermeidlich. Hier an diesem für den Kampf bezeichneten Ort sollten die Regierung und der Aufstand, die Nationalgarde und die Volksgesellschaften, der Bürgerstand und der Auflauf aufeinander treffen. Für die Einen wie für die Andern war es nothwendig. Nur todt oder als Sieger konnte man herauskommen. Die Nacht war eine so außerordentliche, das Dunkel so mächtig, daß die Furchtsamsten entschlossen wurden und die Kühnsten sich entsetzten.

Uebrigens herrschte auf beiden Seiten Wuth, Erbitterung und gleiche Entschlossenheit. Für die Einen hieß Vorrücken Sterben, und Niemand dachte an das Zurückgehen; für die Andern war das Bleiben Sterben, und Niemand dachte an das Fliehen.

Am amdern Tage mußte Alles vorüber sein, mußte der Sieg hier oder da, der Aufstand Revolu-

tion oder ein Putsch sein. Die Regierung erkannte das, wie die Parteien; der geringste Bürger fühlte es, daher die Angst, die sich in das undurchdringliche Dunkel dieses Stadttheils mischte, wo Alles entschieden werden mußte; daher eine doppelte Angst um dieses Schweigen her, aus welchem eine Katastrophe hervorgehen sollte. Man hörte hier nur ein Geräusch, ein herzzerreißendes Geräusch, wie ein Röcheln, drohend wie ein Fluch: — das Sturmläuten von St. Merry. Nichts war so erschütternd, als der Ruf dieser verzweifelnden Glocke, der durch die Finsterniß klagte.

Wie es oft geschieht, schien sich die Natur mit dem zu vereinigen, was die Menschen thun wollten. Nichts störte die schauerliche Harmonie dieses Zusammenwirkens. Die Sterne waren verschwunden, schwere Wolken erfüllten den ganzen Horizont mit ihren melancholischen Falten; es lag ein schwarzer Himmel über diesen todten Straßen, als wenn ein unermeßliches Leichentuch sich über dies unermeßliche Grab gebreitet hätte. Während eine ganz politische Schlacht an derselben Stelle sich vorbereitete, die schon so viele revolutionäre Ereignisse gesehen hatten, während die Jugend, die geheimen Gesellschaften, die Schulen im Namen der Grundsätze und die Mittelklassen im Namen der Interessen einander nahe rück-

ten, um aufeinander zu stoßen, sich zu erfassen und niederzuwerfen, während jeder sich beeilte und die letzte entscheidende Stunde der Krisis herbeirief, hörte man in der Ferne und außerhalb dieses Stadttheils, in den tiefsten unergründbaren Höhlen des alten, elenden Paris, das unter dem Glanze des glücklichen und reichen Paris verschwindet, die düstere Stimme des Volkes dumpf grollen, jene schreckliche und heilige Stimme, die wie aus dem Brüllen des Thieres so aus dem Worte Gottes besteht, die Schwachen erschreckt und die Weisen warnt, zugleich von unten kommt, wie die Stimme des Löwen, und von oben, wie die Stimme des Donners.“

Ist das nicht ein gigantisches Gespenst? Ist ein Volk, das solche Bücher liest, und Schriftsteller besitzt, die solche Bücher schreiben, ein Volk, dem man seine Freiheit straflos vorenthalten darf?

Lauschen wir weiter:

„Die Restauration war eine der Mittelphasen gewesen, die schwer zu beschreiben sind, in denen es Mattigkeit, Summen, Schlaf, Unruhe giebt, und die nichts anderes sind als die Ankunft einer großen Nation an einem Ruhepunkt. Es sind dies seltsame Epochen, und sie täuschen die Staatsmänner, welche dieselben ausbeuten wollen. Im Anfang wünscht die Nation nichts als Ruhe; man fühlt nur Durst nach

Frieden; man strebt nach dem Einen, klein zu sein, d. h. ruhig zu bleiben. Der großen Ereignisse, der großen Zufälligkeiten, der großen Abenteuer und der großen Menschen hat man Gott sei Dank genug gesehen, zum Ueberfluß. Man gäbe gern einen Cäsar für Prusius und Napoleon für den König von Yvetot. „Was war das für ein guter, kleiner König!" Man war seit Tagesanbruch gegangen und ist Abends am Ende eines langen und beschwerlichen Tagewerks. Man hat die erste Zeit mit Mirabeau, die zweite mit Robespierre, die dritte mit Bonaparte vollbracht und fühlt sich nun wie gelähmt. Jeder verlangt nach einem Bette."

— — — — — — — — — — —

„Die vom Schicksal auserlesene Familie, welche nach Frankreich zuruckkam als Napoleon stürzte, hatte den verderblichen Glauben, sie gäbe, und könnte was sie gegeben hätte, wieder zurücknehmen; das Haus Bourbon besitze das göttliche Recht, Frankreich besitze Nichts und das politische Recht, welches in der Charte Ludwig's XVIII. zugestanden sei, sei nichts Anderes als ein Zweig des göttlichen Rechtes, welchen das Haus Bourbon abgelöst und gnädig dem Volke gegeben hatte, bis es eines Tages dem König gefallen würde, ihn wieder an sich zu nehmen. Indessen das Haus Bourbon hätte doch fühlen sollen, an dem Un-

behagen schon, welches das Geschenk ihm bereitete, daß dasselbe nicht von ihm selbst kam.

Es grollte mit dem neunzehnten Jahrhundert, es schmollte über jedes Sichentfalten der Nation; das Volk sah das wohl.

Es glaubte, es habe die Kraft, weil das Kaiserreich von ihm wie eine Theaterdecoration hinweggeschoben worden war; es bemerkte nicht, daß es ebenfalls in dieser Weise herbeigebracht worden war; es sah nicht, daß es sich selbst in derselben Hand befand, die Napoleon bei Seite geschafft hatte."

— — — — — — — — — — —

„Als die Restauration, die Bonaparte besiegt und im Lande eingewurzelt zu sein glaubte, die Zeit für gekommen hielt, faßte sie rasch den Entschluß und wagte einen Schlag. Eines Morgens erhob sie sich im Angesichte Frankreichs, sprach laut und bestritt der Nation im Ganzen und im Einzelnen die Souveränität, wie dem Bürger die Freiheit. Mit andern Worten, sie versagte der Nation das, was sie zur Nation machte, und dem Bürger, was ihn zum Bürger machte.

Das ist der Grund jener berüchtigter Aktenstücke, welche man die Juliordonnanzen nennt.

Die Restauration fiel.

Sie fiel mit Recht. Indeß müssen wir sagen, daß sie nicht gerade allen Formen des Fortschrittes

feindselig gewesen war. Es waren große Dinge geschehen neben ihr.

„Unter der Restauration hatte sich die Nation an die Erörterung in der Ruhe gewöhnt, was der Republik gefehlt hatte, an das Großartige im Frieden, was dem Kaiserreich gemangelt. Das freie und starke Frankreich war ein ermuthigendes Schauspiel für die andern Völker Europas gewesen. Unter Robespierre hatte die Revolution das Wort gehabt, unter Bonaparte die Kanonen unter Ludwig XVIII. und Karl X. bekam die Intelligenz das Wort, der Wind schwieg und die Flamme entzündete sich. — — — Man sah fünfzehn Jahre lang in vollem Frieden und in aller Oeffentlichkeit jene großen Grundsätze arbeiten, die für den Denker so alt, für den Staatsmann so neu sind: nämlich die Gleichheit vor dem Gesetz, die Gewissensfreiheit, die Redefreiheit, die Preßfreiheit, den Anspruch eines Jeden auf jedes Amt. Dies dauerte bis 1830. Die Bourbonen waren ein Werkzeug der Civilisation, welches in den Händen der Vorsehung zerbrach.

Der Fall der Bourbonen war großartig, nicht auf ihrer Seite, sondern auf Seite der Nation. Sie verließen den Thron ernst, aber ohne Ansehen. Ihr Hinabsteigen in die Nacht war kein feierliches Verschwinden, welches eine düstere Erschütterung in der Geschichte zurückläßt. Es war weder die geisterhafte

Ruhe Karl's I., noch der Adlerschrei Napoleon's. Sie gingen einfach, das war Alles. Sie legten die Krone nieder und behielten keinen Schimmer davon. Sie waren würdig, aber sie waren nicht erhaben. Es fehlte ihnen gewissermaßen an der Majestät des Unglücks. — — — Das Volk selbst war bewunderungswürdig. Die Nation, die eines Morgens durch eine Art königlichen Aufstandes mit bewaffneter Hand angegriffen wurde, fühlte in sich soviel Kraft, daß es sich nicht einmal erzürnte. Es vertheidigte sich, es hielt an sich und stellte die Sachen wieder an ihren Ort: die Regierung in das Gesetz, die Bourbonen in die Verbannung und dann hielt es inne. Es nahm den älteren König Karl X. unter dem Thronbaldachin hervor, welchen Ludwig XIV. beschattet hatte und setzte ihn sanft an die Erde; es berührte die königlichen Personen traurig und vorsichtig. Es war nicht ein Mensch, es waren nicht einzelne Menschen, Frankreich war es, das ganze Frankreich, das siegreiche und von seinem Siege berauschte Frankreich. — — —

Die Bourbonen nahmen Achtung mit aber kein Bedauern, ihr Unglück war größer als sie selbst, sie verschwand am Horizonte.

Die Julirevolution hatte sofort Freunde und Feinde in der ganzen Welt. Die Einen kamen ihr mit Begeisterung und Freude entgegen, die Andern

wendeten sich von ihr ab, Jeder nach seiner Art. Die Fürsten Europa's schlossen im ersten Augenblick, als scheuten sie diese Morgenröthe, die Augen, geblendet und staunend, und schlugen sie dann drohend wieder auf. Es war der Schreck, der sich begreifen läßt, der Zorn, den man entschuldigt. Diese seltsame Revolution war ja kaum ein Anstoß gewesen, sie hatte dem besiegten Königthum nicht einmal die Ehre erzeigt, dasselbe feindlich zu behandeln und sein Blut zu vergießen. In den Augen der despotischen Regierungen, die ja immer ein Interesse dabei haben, daß die Freiheit sich selbst schmäht, hatte die Julirevolution das Unrecht, furchtbar zu sein und doch mild zu bleiben. Es wurde übrigens gegen sie Nichts versucht, weder öffentlich, noch im Geheimen. Die Unzufriedensten, die Gereiztesten, die Zitterndsten begrüßten sie. Wie groß auch unser Egoismus und Groll sein mag, eine gewisse Achtung geht immer aus den Ereignissen hervor, in welcher man die Wirkung Dessen fühlt, der hoch über den Menschen thätig ist.

Die Julirevolution ist der Triumph des Rechtes, welches die Thatsache niederwirft, etwas Glänzendes.

Das Recht wirft die Thatsache nieder. Daher der Glanz der Revolution von 1830, daher auch ihre Milde. Das Recht, welches triumphirt, braucht nicht gewaltsam zu sein.

Das Recht ist das Rechte und das Wahre.

Das Eigenthümliche des Rechtes ist es, ewig schön und rein zu bleiben. Die Thatsache, selbst die scheinbar nothwendige, die von den Zeitgenossen am besten aufgenommene, muß unfehlbar mit der Zeit mißgestaltet, unrein, vielleicht selbst monströs werden, wenn sie nur als Thatsache existirt und zu wenig von dem Rechte oder gar nichts von dem Rechte in sich enthält. Wenn man mit einem Blick erkennen will, bis zu welchem häßlichen Grade die Thatsache kommen kann, sobald man sie über Jahrhunderte hinweg betrachtet, so sehe man Machiavel an. Machiavel ist keineswegs ein böser Geist, kein Dämon, kein boshafter und elender Schriftsteller, er ist nichts als die Thatsache, und nicht bloß die italiensche Thatsache, sondern die europäische, die Thatsache des 16. Jahrhunderts. Er erscheint häßlich, und er ist es der moralischen Idee des 19. Jahrhunderts gegenüber.

Dieser Kampf des Rechtes und der Thatsache dauert nun schon seit dem Beginn der Gesellschaft. Die Arbeit der Weisen war es stets, den Kampf zu beendigen, die reine Idee mit der menschlichen Wirklichkeit zu verschmelzen, das Recht friedlich in die Thatsache, und die Thatsache in das Recht einzuführen."

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Eigentlich genügte wohl der erste beste geniale Mann, ja der erste glückliche Mann, einen König abzugeben. In dem ersten Falle gibt es einen Bonaparte, im zweiten einen Iturbide.

Aber es genügt nicht, daß man die erste beste Familie nimmt, eine Dynastie zu schaffen. Nothwendigerweise muß ein gewisses Alter in einem solchen Geschlechte sein, und die Runzeln der Jahrhunderte lassen sich nicht improvisiren.

Wenn man sich in den Gesichtspunkt der Staatsmänner stellt, natürlich unter aller Reservation — welche Eigenschaften muß ein König nach einer Revolution haben? Er kann revolutionär sein, und es ist vielleicht nützlich, daß er es ist, d. h., daß er mit seiner Person an der Revolution Theil nahm, daß er mit Hand anlegte, daß er sich dabei compromittirte oder sich Ruhm dabei erwarb; daß er das Beil oder den Degen führte.

Welches sind die Eigenschaften einer Dynastie? Sie muß national sein, das heißt, revolutionär aus der Form, nicht durch begangene Handlungen, sondern durch Annahme von Ideen. Sie muß in der Vergangenheit wurzeln und seine Fühlung mit der Zukunft haben.

Dies Alles erklärt, warum die ersten Revolutionen sich begnügen, einen Mann zu finden, Crom-

well oder Napoleon, und warum die zweiten durchaus eine Familie haben wollen, das Haus Braunschweig oder das Haus Orleans.

Die Könighäuser gleichen jenen indischen Feigenbäumen, an denen jeder Zweig sich beugt bis zur Erde, da Wurzel schlägt und wieder ein Feigenbaum wird. Jeder Zweig kann eine Dynastie werden, nur unter der Bedingung, daß er sich hinunterbeugt bis zu dem Volke.

So legen sich's die Staatsmänner zurecht.

Die große Kunst liegt also nach ihnen darin: einem Erfolg die Färbung einer Katastrophe zu geben, damit die, welche Nutzen davon haben, auch davor zittern; einen gethanen Schritt mit etwas Furcht zu würzen; die Biegung des Uebergangs bis zur Verlangsamung des Fortschrittes zu steigern; die Rauheiten und Unbequemlichkeiten des Enthusiasmus hinwegzuschaffen; die Ecken zu bestoßen und die Nägel zu beschneiden, den Triumph zu wattiren, das Recht einzuwickeln, den Riesen „Volk" in Fanell zu hüllen und ihn schnell zu Bette zu bringen, der übergroßen Gesundheit beschränkte Diät vorzuschreiben, den Herkules wie einen Krankgewesenen zu behandeln, die Revolution mit einem Schirm zu versehen.

1830 wandte man diese Theorie praktisch an, wie England sie schon 1688 angewandt hatte.

1830 blieb die Revolution auf halbem Wege stehen. — —

Wer hält die Revolution auf halbem Wege auf? Der Bürgerstand oder, wenn es besser klingt, die Bourgeoisie.

Warum?

Weil der Bürgerstand oder die Bourgeoisie das Interesse ist, welches seine Befriedigung erlangt hat. Gestern war es der Appetit, heute ist es die Sättigung, morgen wird es die Uebersättigung sein!

Die Erscheinung von 1814 nach Napoleon wiederholte sich 1830 nach Karl X.

Man wollte, mit Unrecht, aus dem Bürgerstande eine Klasse machen, der Bürgerstand ist aber ganz einfach nur der zufriedene Theil des Volkes. Der Bürger ist der Mann, welcher nur Zeit hat sich zu setzen. Ein Stuhl ist keine Kaste.

Wenn man sich zu bald setzen will, kann man selbst den Gang des menschlichen Geschlechtes aufhalten. Das ist häufig der Fehler des Bürgerstandes gewesen.

Man ist keine Klasse, weil man einen Fehler macht. Der Egoismus ist keine Abtheilung der socialen Ordnung.

Uebrigens muß man gerecht sein, selbst gegen den Egoismus: Der Zustand, nach welchem nach der Er-

schütterung von 1830 jener Theil der Nation strebte, den man den Bürgerstand nennt, war keineswegs die Trägheit, welche sich mit der Gleichgültigkeit verbindet und mit der Faulheit, auch wohl ein wenig Schande in sich schließt, es war nicht der Schlaf, welcher ein augenblickliches Vergessen voraussetzt, in dem die Träume entstehen; es war nur ein Anhalten.

Das Anhalten, der Halt aber bedeutet soviel als Sammlung der Kräfte, es ist die bewaffnete und wachende Ruhe, es ist die vollendete Thatsache, die Schildwachen ausstellt und auf der Hut ist; das Anhalten und der Halt setzt den Kampf von gestern voraus und den Kampf am nächsten Tag.

Es ist die Zeit zwischen 1830 und 1848.

Was wir hier Kampf nennen, kann auch Fortschritt genannt werden.

Der Bürgerstand also brauchte, wie die Staatsmänner, einen Mann, welcher das Wort „Halt!" ausdrückte, eine Individualität aus mehreren Stücken, welche Revolution und auch Bestand bedeutete, mit andern Worten: welche die Gegenwart durch die Vereinigung der Vergangenheit mit der Zukunft befestigt.

Dieser Mann war „gefunden." Er hieß Ludwig Philipp von Orleans.

Die 221 machten Ludwig Philipp zum König. Lafayette übernahm die Salbung. Er nannte ihn die

beste der Republiken. Das Stadthaus von Paris vertrat den Dom von Rheims.

Dieses Unterschieben eines halben Thrones, statt eines ganzen Thrones war das Werk von 1830.

Als die klugen Staatsmänner zu Ende waren, zeigte sich deutlich genug der unermeßliche Fehler in der Art, wie sie die Sache gelöst hatten. Alles war geschehen außerhalb des unbedingten Rechtes. Dies Recht aber rief: „ich protestire!“ Dann trat es, was um Vieles furchtbarer ist, in die Schatten zurück.“

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

„Die Revolutionen haben einen schrecklichen Arm und eine glückliche Hand, sie schlagen derb zu und verstehen sich auf's Treffen. Selbst wenn sie unvollständig, wenn sie ausgeartet und verfrüht sind, so bleibt ihnen doch fast immer diese wahrhaft providentielle Gesichtsklarheit, welche sie nie nutzlos werden läßt. Selbst besiegt — sind ihre Ideen stets gerettet.

Ludwig Philipp war ein seltener Mensch.

Sohn eines Vaters, dem die Geschichte gewiß mildernde Umstände zugestehen wird, eben so achtungswürdig, als der Vater tadellos würdig gewesen war; im Besitze aller Privat- und einiger öffentlichen Tugenden; sorgsam für seine Gesundheit, für sein Vermögen,

für seine Person, für seine Angelegenheiten bedacht; ein Mann, der recht wohl den Werth einer Minute, aber nicht den Werth eines Jahres kannte; mäßig, heiter, friedfertig, geduldig, ein guter Mann und ein Fürst, der bei seiner Frau schlief und in seinem Palaste Lakaien hatte, denen er den Auftrag gab, das Ehebett den Bürgern zu zeigen, eine angebrachte Alkovenostentation, welche gar nützlich war nach den ehemaligen illegitimen Prahlereien des älteren Zweiges; ein Mann, der alle Sprachen Europas kannte, und was noch seltener ist, alle Sprachen aller Interessen und sie sprach; ein bewunderungswürdiger Repräsentant der sogenannten „Mittelklasse,“ der sie aber in jeder Weise übertraf und größer war als sie, ein Mann mit ausgezeichnetem Geist, der indeß auch das Blut zu würdigen wußte, aus dem er stammte, und der auch sich selbst würdigte nach dem, was er selbst werth war, auch bei der Frage über sein Geschlecht sehr vorsichtig sich Orleans nannte und nicht Bourbon; sehr ernster Prinz von Geblüt, so lange er königliche Hoheit gewesen, durchaus aber Bürger, sobald er Majestät war; öffentlich sehr weitschweifig, in vertrauten Kreisen kurz und bündig; geizig genannt, aber ohne daß man Beweise dafür brachte, im Grunde einer der sparsamen Leute, die leicht verschwenderisch werden, wenn es einem ihrer Einfälle oder eine Pflicht gilt; ein literarisch

gebildeter, aber für die Literatur eben nicht empfänglicher Geist; ein Edelmann aber kein Ritter; einfach, rührig und fest; von seiner Familie und seinem Hause angebetet; ein verführerischer Unterhalter, ein enttäuschter Staatsmann, innerlich kalt, beherrscht durch das unmittelbar vorliegende Interesse, immer sich nach dem Nächsten richtend, unfähig irgend eines Grolles, sowie eines Dankes; unbarmherzig die Ueberlegenen gegen die Mittelmäßigen benutzend, gewandt darin, durch parlamentarische Majoritäten jenen geheimnißvollen Einstimmigkeiten Unrecht geben zu lassen, welche im Stillen unter den Thronen sich hören lassen; mittheilsam, bisweilen selbst bis zur Unklugheit; fruchtbar und reich an Auskunftsmitteln, an Mienen und Masken; der wohl verstand, Frankreich mit Europa und Europa mit Frankreich zu schrecken, der unbestreitbar sein Vaterland liebte, aber seine Familie vorzog, der die Herrschaft höher hielt als die Autorität und die Autorität höher als die Würde, eine Neigung, welche den Nachtheil hat, daß sie, um nur Erfolg zu erzielen, leicht zur List greift und wohl auch die Gemeinheit nicht ganz verschmäht, die auch den Vortheil hat, daß sie die Politik vor gewaltsamen Zusammenstößen, den Staat vor Brüchen und die Gesellschaft vor Katastrophen bewahrt; kleinlich, wachsam, aufmerksam, scharfsichtig, unvermeidlich; ein Mann, der sich bis-

weilen widersprach und sich dann selbst Unrecht gab; kühn gegen Oesterreich in Ancona, eigensinnig gegen England in Janina, der Antwerpen bombardiren ließ und den Missionär Pritchard Entschädigung zahlte; der mit Ueberzeugung die Marseillaise sang, Ermüdung, Abspannung nicht kannte, aber ebensowenig den Geschmack am Schönen und am Idealen; weitgreifende Freigebigkeiten, Chimären, Zorn, Eitelkeit, Furcht nicht kannte, unter allen Formen die persönliche Unerschrockenheit übte, als General zu Valency, als Soldat zu Immapas, zwar achtmal vom Königsmord berührt wurde, aber doch immer lächelte, tapfer wie ein Grenadier, muthig wie ein Denker, besorgt nur vor den Möglichkeiten einer Europäischen Erschütterung und unfähig für große politische Abenteuer, immer bereit sein Leben zu wagen, nie aber das, was er gethan hatte; ein Mann, der seinen Willen in Einfluß verkleidete, damit man mehr dem klugen Manne gehorche, als dem Könige; reich an Beobachtungsgabe, aber ohne Ahnungsvermögen, wenig aufmerksam auf die Geister, aber voll Menschenkenntniß, d. h. Einer, der sehen mußte, um urtheilen zu können; ein gesunder auch scharfsinniger Verstand voll praktischer Klugheit, mit wunderbarem Gedächtniß und mit der Gabe der Rede; ein Mann, der unaufhörlich aus seinem Gedächtniß schöpfte, dem Einzigen, das er mit

Cäsar, Alexander und Napoleon gemein hatte, der die Thatsachen, die Einzelnheiten, die Data, die Eigennamen kannte, nichts aber von Tendenzen, von Leidenschaften, von verschiedenen Stimmungen der Menge, von den innern Bestrebungen, von den geheimen und vertragenen Aufständen der Seelen kannte, mit einem Worte, nichts von allen dem, was man die unsichtbare Strömung der Gewissen nennen kann; ein Mann, der äußerlich angenommen war, im Ganzen aber wenig mit dem unteren und inneren Frankreich übereinstimmte; der sich durch Schlauheit aus Verlegenheiten zog, zu viel regierte und nicht genug herrschte, sein eigener erster Minister war, ganz vortrefflich aus kleinlichen Wirklichkeiten der Unermeßlichkeit der Ideen ein Hinderniß zu bereiten verstand, mit einer wirklichen Civilisation, Ordnung und Organisation schaffenden Fähigkeit, eine Art chikanöses und graceßhaftes Verfahren rankend; der Gründer und Advocat einer Dynastie, der etwas von Karl dem Großen und etwas von einem Advocaten hatte, im Ganzen eine hohe und originelle Gestalt, ein Fürst, der sich Gewalt zu verschaffen wußte, trotz der Besorgniß Frankreichs und Macht trotz der Eifersucht Europas, — Ludwig Philipp wird unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit gerechnet werden und würde zu den erlauchtesten Herrschern der Geschichte gehören, wenn er die Ruhe

ein wenig geliebt und ein Gefühl für das, was groß ist, in demselben Maße besessen hätte, wie das Gefühl für das Nützliche.

Ludwig Philipp war schön gewesen und im Alter anmuthig geblieben; obgleich nicht immer der Nation angenehm, war er es doch immer der Menge; er gefiel. Die Majestät ging ihm ab; er trug weder die Krone, obgleich er König, noch hatte er weißes Haar, obgleich er ein Greis war. Seine Manieren gehörten der alten Zeit an, seine Gewohnheiten aber der neuen. Er war ein Gemisch des Adeligen und Bürgerlichen, das für 1830 paßte. Ludwig Philipp war der regierende Untergang; er hatte die alte Aussprache und die alte Orthographie beibehalten. Er liebte Polen und Ungarn, schrieb aber die Namen nach alter Weise. Er trug die Uniform der Nationalgarde wie Karl X. und das breite Band der Ehrenlegion wie Napoleon.

Er ging wenig in die Kirche, nicht auf die Jagd und in die Oper niemals. Er war unbestechlich von Seiten der Geistlichen, der Jagdbedienten und der Tänzerinnen; das trug zu seiner Popularität bei den Bürgern bei. Er hatte keinen Hof. Er ging mit dem Regenschirme unter dem Arme aus und dieser Regenschirm gehörte lange Zeit zu seinem Glanze. Er war ein wenig Maurer, ein wenig Gärtner und ein wenig Arzt. Er ließ einem Postillon zur Ader, der

vom Pferde gefallen war; er ging nicht aus ohne seine Lanzette, wie Heinrich III. nicht ohne seinen Dolch. Die Royalisten verspotteten diesen lächerlichen König, welcher zuerst Blut vergoß um zu heilen.

In den Beschwerden der Geschichte gegen Ludwig Philipp ist Manches abzurechnen, Manches beschuldigt das Königsthum, Manches die Regierung, Manches den König, — drei Reihen, deren jede eine verschiedene Summe giebt; aber sein größter Fehler war: daß er im Namen Frankreichs zu bescheiden war.

Woher kommt dieser Fehler?

Ludwig Philipp war als König zu sehr Vater. Eine solche Pflege einer Familie, aus der man Dynastien machen will, fürchtet sich vor Allem und mag durchaus nicht gestört sein. Daher die übertriebene Furchtsamkeit, welche dem Volke lästig wird, welches in seinen Traditionen den 14. Juli wie sein Austerlitz hat.

Zieht man übrigens von den öffentlichen Pflichten, welche zuerst erfüllt werden müssen, die große Liebe zu der Familie ab, so verdient die Familie dieselbe. Diese häusliche Gruppe war in der That bewunderungswürdig, die Tugenden waren darin so reich vertreten wie die Talente. Eine der Töchter Ludwig Philipp's, Marie von Orleans, schrieb den Namen ihres Geschlechts in die Reihen der Künstler, wie Karl

von Orleans ihn unter jene der Dichter verzeichnet hatte. Sie hatte ihre Seele in Marmor ergossen, den sie Johanna d'Arc nannte. Zwei Söhne Ludwig Philipp's hatten Metternich zu der wahrhaft demagogischen Lobeserhebung gebracht: das sind junge Leute wie man sie nirgends sieht und Prinzen, die sonst gar nicht vorkommen.

Das ist ohne etwas zu verheimlichen, aber auch ohne etwas zu verschlimmern, das Wahre von Ludwig Philipp.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Ludwig Philipp ist das menschgewordene 1830. Uebrigens hatte er jene große Bezeichnung für den Thron für sich: das Exil. Er war Verbannter gewesen, arm und unstät. Er hatte von seiner Arbeit gelebt. In der Schweiz hatte dieser Nutznießer der reichsten, fürstlichen Güter in Frankreich ein altes Pferd verkauft, um seinen Hunger zu stillen. In Reichenau hatte er mathematischen Unterricht ertheilt. während seine Schwester Adelaide stickte und nähete. Diese Erinnerungen in einem König begeisterten den Bürgerstand. Er war der Gefährte von Dumouriez und der Freund Lafayettes; er hatte zu dem Club der Jacobiner gehört; Mirabeau hatte ihn auf die Achsel geklopft und Danton zu ihm gesagt: Junger Mann!

In seinem 24. Jahre, 1793, als Herr von Chartres, hatte er von einer kleinen dunkeln Loge im Convente aus den Prozeß Ludwig's XVI. beigewohnt, der mit so großem Rechte „der arme Tyrann" hieß. Das blinde Hellsehen der Revolution, welches das Königthum in dem Könige vernichtete, fast ohne in der schauerlichen Zermalmung der Idee den Menschen zu bemerken; das ungeheure Unwetter der Versammlung als Gerichtshof; den öffentlichen Zorn als Verhörrichter, dem Capet nicht zu antworten wußte; das entsetzliche staunenende Wanken dieses königlichen Hauptes unter jenen Sturmeswehen; die relative Unschuld aller bei dieser Katastrophe, jener, welche verurtheilten, wie dessen, der verurtheilt wurde, — er hatte Alles dies gesehen, er hatte das Schwindeln Aller beobachtet, die Jahrhunderte vor den Schranken des Convents erscheinen und hinter Ludwig XVI., dem unglücklichen Verantwortlichen, im Schatten der furchtbaren Anklage, die Monarchie, sich erheben sehen und in seiner Seele war der ehrfurchtsvolle Schauer vor der unermeßlichen Gerechtigkeit des Volkes geblieben, die fast so unpersönlich ist wie die Gerechtigkeit Gottes.

Die Spur, welche die Revolution in ihm zurückgelassen hatte, war wunderbar. Sein Gedächtniß war wie ein lebender Eindruck von allen jenen großen Jahren von Minute zu Minute. Eines Tages, in

Gegenwart eines Zeugen, an dessen Wahrhaftigkeit wir unmöglich zweifeln können, berichtigte er aus dem Gedächtniß den ganzen Buchstaben A in der alphabetischen Liste der constituirenden Versammlung.

Ludwig Philipp war ein König des hellen Tages. Als er regierte war die Presse frei und die Rednerbühne. Frei war das Gesetz und das Wort. Die Septembergesetze sind nur eine Hülle. Obgleich er die Nagekraft des Lichtes gegen die Privilegien kannte, ließ er doch seinen Thron in vollem Lichte stehen. Die Geschichte wird ihm diese Ehrlichkeit anrechnen.

Ludwig Philipp wird jetzt, wie alle historischen Menschen, die abgetreten sind, von dem menschlichen Gewissen im Allgemeinen gerichtet. Sein Proceß befindet sich noch in der ersten Instanz.

Noch ist die Zeit für ihn nicht gekommen, in welcher die Geschichte in ihrem ehrwürdigen und freien Ton spricht, noch nicht der Augenblick, über diesen König das definitive Urtheil zu fällen. Selbst der strenge Geschichtsschreiber Louis Blanc hat neuerlich seinen ersten Ausspruch gemildert. Ludwig Philipp war der Erwählte jener Beiden, die man 221 und 1830 nennt, d. h. eines halben Parlaments und einer halben Revolution. Ludwig Philipp wird an und für sich und unter dem Gesichtspunkt menschlicher Güte immer bleiben, wie die alte Sprache der alten Ge-

schichte sagt: einer der besten Fürsten, die auf dem Thron gesessen haben.

Was gibt es gegen ihn? Diesen Thron. Man nehme Ludwig Philipp den König. Es bleibt der Mann, und der Mann ist gut; er ist bisweilen sogar bewundernswürdig. Oftmals, unter den schwersten Sorgen, nach einem Tag des Kampfes gegen die ganze Diplomatie des europäischen Festlandes, kam er Abends in sein Zimmer und was that er da, erschöpft von Anstrengung und mit Mühe dem Schlafe widerstehend? — Er nahm ein Aktenheft und studirte die Nacht hindurch irgend einen Criminalproceß, denn er meinte: es sei zwar Etwas, Europa zu widerstehen, noch mehr sei es, einen Menschen dem Henker zu entreißen. Er widerstand eigensinnig seinem Justizminister; jeden Fuß breit der Guillotine machte er seinen Anwälten streitig, jenen „Gesetzschwätzern," wie er sie nannte. Bisweilen bedeckten die aufeinander gethürmten Aktenbündel seinem Tisch ganz; er durchprüfte sie alle. Es war für ihn eine Angst, alle die Armen, halb Verurtheilten, ihrem Schicksale zu überlassen. Eines Tages sagte er zu demselben Zeugen, den wir schon angeführt haben: Diese Nacht habe ich sieben gewonnen. In den ersten Jahren seiner Regierung war die Todesstrafe gleichsam abgeschafft und die Wiederaufrichtung des Schaffots geschah ganz gegen den Willen des

Königs. Der Richtplatz war mit dem älteren Zweige verschwunden; jetzt richtete man einen gewissermaßen bürgerlichen Richtplatz ein. Die sogenannten praktischen Leute fühlten das Bedürfniß nach einer gewissermaßen legitimen Guillotine, und es war dies ein Sieg Casimir Poriers, welcher die beschränkte Seite des Bürgerstandes repräsentirte, über Ludwig Philipp, der die liberale Seite desselben war. Ludwig Philipp hatte eigenhändig das Werk Beciarias mit Noten versehen. Nach der Höllenmaschine Fieschi rief er aus: „Wie schade, daß ich nicht verwundet bin, dann hätte ich ihn begnadigt.“ Ein andermal, als er auf den Widerstand seiner Minister hindeutete, schrieb er bei Gelegenheit eines politischen Verurtheilten, welcher jetzt zu den hervorragendsten Gestalten unserer Zeit gehört: „seine Begnadigung ist bewilligt, hätte er sie nur erst erlangt!“ Ludwig Philipp war sanft, wie Ludwig IX., und gutmüthig, wie Heinrich IV.

Für uns ist in der Geschichte, wo die Gutmüthigkeit die seltene Perle ist, der Gute mehr noch als der Große.

Da Ludwig Philipp von Einigen streng beurtheilt worden ist, hart sogar vielleicht von Andern, so erklärt sich wohl ganz einfach, daß ein Mann, der heute selbst nur Schatten ist, der jenen König kannte, für diesen vor der Geschichte zeugt. Dieses Zeugniß

wie es auch lautet, ist offenbar und vor allen Dingen ein uneigennütziges. Eine Grabschrift, die ein Todter schreibt, ist aufrichtig! Ein Schatten kann wohl einen andern Schatten trösten. Zwei, die in dem gleichen Dunkel wandeln, haben wohl das Recht, einander zu loben, und es ist wenig zu fürchten, daß man jemals von diesen beiden Gräbern in der Verbannung sage: Dieser hat dem Andern geschmeichelt.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Wie wird in Zukunft, wenn Napoleon III von der Weltbühne abgetreten sein wird, das Urtheil über ihn lauten? Gegen Ludwig Philipp beginnen sowohl die Franzosen, als auch seine früheren Gegner überhaupt, gerecht zu werden.

Ob Napoleon III. auch so glimpflich von dem Urtheil zukünftiger Geschichtschreiber behandelt werden wird? —

Das Urtheil eines unserer geistreichsten Publicisten, der nun auch bereits zu den Todten gehört, lautet bekanntlich günstiger über ihn, als das Victor Hugo's, welcher in seinem „Napoleon der Kleine" dem Empereur einen tödtlichen Stoß versetzt.

Bei verschiedenen Gelegenheiten sah ich den Kaiser, so erzählt Mundt, und empfand jedesmal den Eindruck einer unergründlich in sich ruhenden Persönlich-

keit, die sich durch ihren Glauben an sich selbst gewissermaßen geweiht und gefeit fühlt, die klar und dunkel, räthselhaft und offen zugleich erscheint und dadurch zum Theil die tief ergreifende und gedankenvoll machende Wirkung einer providentiellen Natur, eines unläugbar von der Geschichte selbst auserlesenen Instruments hervorruft.

Zuletzt sah ich Louis Napoleon am 14. Juni 1856 bei dem Tauffest seines prinzlichen Nachfolgers, in der großen, von acht Pferden gezogenen Staatscarosse, auf deren Dach die colossal ausgeführte Kaiserkrone von purem Gold, umgeben von vier gewaltigen Fama-Figuren auf den Ecken, die neue Herrschaft des napoleonischen Imperialismus in Frankreich verkündete.

Neben ihm, in diesen ganz neuen imperialistischen Galawagen, saß die Kaiserin Eugenie, in einem blauen Atlasgewande mit weißen Points, strahlend in den alten Krondiamanten Frankreichs, unter denen der berühmte Regent, welchen einst der revolutionäre Convent für sechs Millionen Francs in Berlin versetzt hatte und der von Napoleon I. aus den Mitteln seiner Privat-Chatulle eingelöst worden war, den vielbedeutsamen Glanzpunkt bildete.

Der Prince Imperial, einstweilen das Symbol der Dauer für die neue napoleonische Dynastie, wurde in einem besonderen Wagen mit seiner Amme und

der für die „Kinder Frankreichs" ernannten Gouvernante, dem glücklichen kaiserlichen Elternpaar vorausgefahren.

In einer bedeutungsvolleren und befriedigenderen Situation konnte man den neuen Herrscher Frankreichs nicht wieder erblicken, wenn man ihn früher in andern persönlichen wie historischen Lagen seines Lebens gesehen. Als er jetzt inmitten der prachtvollen Cortège aus dem Palast der Tuillerien hervor, die prächtige Rue de Rivoli hinunter bis zur Kirche Notre Dame sich bewegte, wo die Taufe seines Thronfolgers vollzogen werden sollte, erinnerte ich mich eines Tages, wo ich ihn zuerst als Präsidenten der französischen Republik gesehen und er, noch umspielt von den Zukunftsträumen des Kaiserreiches, zu einem auf den Marsfelde abzuhaltenden Manöver ausgeritten war.

Es war am 6. August 1851, als ich, über den zauberhaft schönen Place de la Concorde gehend, durch eine Volksbewegung aufmerksam gemacht wurde, welche sich am Eingang der Champs Elysées, von der Allee her, welche zu dem Palais d'Elysée führte, bemerklich machte. In diesem Palais, welches einst das Eigenthum der Marquise von Pompadour gewesen, hatte der Präsident der neuen Republik seinen Sitz aufgeschlagen, und das Volk, das sich zu beiden Seiten der Allee aufgestellt, erwartete sein Heraustreten. Bald

erschien Louis Napoleon, umgeben von einem Geleite von Generälen, welche dazu den Tag vorher durch die Zeitungen aufgefordert worden waren, denn es sollten Truppenübungen auf dem Marsfelde zur Feier des Lord Mayors von London und einer Deputation der damaligen Londoner Weltausstellung abgehalten werden.

Es waren dies die ersten Keime der neuen englisch-französischen Allianz, und man pflegte dieselben schon in der französischen Republik mit sichtlicher Vorliebe, besonders von Seiten des Präsidenten Louis Napoleons, der damals wenigstens instinctmäßig mit einer Freundschaft Englands und Frankreichs zu spielen anfing.

Endlich erschien er selbst, und die Einfachheit seines Aussehens überraschte mich im höchsten Grade. Er saß sehr gut zu Pferde und beschäftigte sich mehr mit der Zügelung desselben, als mit der Volksmenge, die ihn rings umher enthusiastisch begrüßte und an welcher er scheinbar mit der arglosesten Gleichgültigkeit vorüberritt. Einige Male nahm er bei den ihn umschallenden Grüßen den Hut ab, sah aber dann wieder mit einer gewissen zurückhaltenden Geberde vor sich nieder und auf sein Pferd. Er sah damals ungemein unschuldig aus und hatte fast einen kindlichen Anstrich in seinem Wesen, der seine tiefgehegten Pläne

mit einer gewissen anmuthigen Naivetät übergoß. Er erschien damals, vor fünf Jahren, unverhältnißmäßig jünger, während heute die Kaiserkrone, der orientalische Krieg und die europäische Situation, welche letztere ihren eigentlichen diplomatischen Knotenpunkt in ihm gefunden, schon ernstere und schärfere Falten in sein sinnendes Gesicht eingegraben haben.

Er trug damals die Uniform der Nationalgarde, mit einem breiten rothen Bande quer über die Brust gezogen. Damals sah er noch so aus, als wenn er jeden Augenblick wieder den Adler fliegen lassen könnte, wie einst in Boulogne und man hatte kaum noch andere Erwartungen von ihm, als daß er nur den großen Napoleon im Stil der falschen Prima Donna von Krähwinkel spielen würde.

— — — — — — — — — — —

Beim Erscheinen des Präsidenten stürzte damals zugleich eine Menge von Blousenmännern und Blousenjungen hinter den Bäumen der Champs-Elysées hervor, die ein systematisches Gefolge bei jedem öffentlichen Aufzuge des Präsidenten der Republik zu bilden schienen. Es waren dies die sogenannten Decembristen, ein zusammengelesenes käufliches Gesindel, welches man durch einige bureaukratische und militärische Elemente disciplinirt hatte, und das ganz und gar mit den deutschen Treubündlern auf derselben

Stufe zu stehen schien. Dicht hinter mir hörte ich den Ruf: vive l'empereur! den einige Jungen in blauer Blouse, welche sich auf die Bäume hinaufgeschwungen hatten, obwohl noch vereinzelt und mit leiser krähender Stimme ertönen ließen. Neben mir standen einige ernst blickende Einwohner der neuen französischen Republik, aber kein einziger von ihnen schien Republikaner genug, um zu einem dieser Jungen hinaufzulangen und ihm ein paar Ohrfeigen für sein das neue Staatsgrundgesetz verrathendes Vivat zuzuwenden.

Wie anders sah es am Tage des Tauffestes des kaiserlichen Prinzen aus. Auch jetzt stürzten wieder einige Gestalten der blauen Blouse aus den Seitenstraßen hervor, um den kaiserlichen Triumphwagen, der heute auf der Sonnenhöhe des Imperialismus dahinflog, mit einem Gemurmel, das wie vive l'Empereur klang, zu empfangen.

Diese Rufe erstarben aber fast hinter der gewaltigen Kette des Militärs, das von den Tuilerien aus die ganze Rue de Rivoli hinunter bis zum Stadthause und zur Notre-Dame in einer ungemein prachtvollen Aufstellung sich hinzog. Die französische Armee in ungeheurer Anzahl und in der Elite ihrer Regimenter und Mannschaften erschien als der Hauptfactor dieses Tages, der für den eigentlichen Glanz-

und Ehrentag des in seine Herrschaft wieder eingesetzten Napoleonismus gelten mußte.

— — — — — — — — — — —

Diese kleinen und schlanken Soldaten, die unter allen Zonen der Welt mit der gleichen persönlichen Ausdauer gefochten, tragen eine Elasticität der Muskelkraft in sich, welche durch die Strenge der militärischen Disciplin nur straffer angezogen, aber keineswegs in ihrer persönlichen Lebensäußerung unterbunden wird. Die französische Armee ist dadurch diese graziöse Mischung von Individualität und Waffengewalt geworden, worin sie ebenso sehr ihre Angriffsstärke, wie ihre Ausdauer im Kampfe behauptet und von keinem andern modernen Kriegskörper erreicht und übertroffen wird.

Vom Officier herab, der sich in seiner Persönlichkeit keineswegs so specifisch von dem gemeinen Soldaten unterscheidet, als dies anderswo der Fall ist, bis zur leichtfüßigen, mit drolliger und koketter Würde einherstolzirenden Marketenderin, ist es überall dieser heitere, lebenslustige, kecke Sinn, der sich durch alle Glieder der französischen Armee gleichmäßig hinzieht und ihrer Institution zugleich einen menschlichen und socialen Charakter aufdrückt.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Für das Panem et Circenses der alten römischen Herrschaftler hat Louis Napoleon mit tiefer Erkenntniß der heutigen Situation die Worte: „Brot und Arbeit" zu seinem eigentlichen Regierungssystem gemacht. Schon als Präsident der Republik begann er daher die umfassendsten Bau-Unternehmungen in Paris zu eröffnen, die einen zweischneidigen Sinn in sich trugen, indem sie einerseits die Regierung zur unablässigen Arbeitsgeberin des Volkes machten, andererseits aber mit Hilfe des Volkes selbst einen guten Theil des alten Drachen zerstörten, und der Revolution ihre finstersten Schlupfwinkel und gefährlichsten Angriffspunkte entzogen.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Diese Bauten, die einen beispiellos massenhaften Umfang mit dem großartigsten Stil verbinden, bezeichnen zugleich den Anfang der beispiellosen Entfesselung des Kapitals, welche in Frankreich durch die Anleihen und Credit-Unternehmungen seit dem Regierungsantritt Louis Napoleons in Schwung gekommen. Louis Napoleon deckte nicht nur die Kosten des orientalischen Krieges, sondern auch den größten Theil dieser Bauten durch Regierungs-Anleihen, welche die neue Speculations-Epoche der Börse begründeten, und unter dem Anschein eines volksthümlichen Börsen-

spiels aus allen Klassen der Gesellschaft die großen wie die kleinen Capitalien auf den Markt lockten.

Das Heer, die Bauten und die Agiotage wurden somit in einem merkwürdigen Ineinandergreifen ihrer Elemente die specifische Thatkraft der neuen Napoleonischen Kaiserherrschaft, der Krieg und der Nationalruhm, die Beschäftigung der arbeitenden Volksklasse und der allgemeine Geldschwindel, begründete eine Art von Solidarität, die dem Kaiserthum bisher die elastische und nach allen Seiten hin verzweigte Grundlage gegeben.

* *
*

Es bedarf nur eines Blickes auf die neueste französische Literatur und auf die Pariser Theater, um mit Staunen inne zu werden, wie neben dem Interesse der Geldmacherei, das heut alle Klassen in Frankreich ausschließlich beseelt und treibt, nur noch die gesetzliche Aventure und die Debouche als die einzige Seite schäumender Gährung in dem heutigen gesellschaftlichen Prozeß übrig geblieben sind.

Die Unterdrückung des geistigen Lebens und alles Gedanken-Austausches, auf welche das Napoleonische Regierungsprogramm seit alter Zeit her gestiftet war, hat sich heutzutage, durch den neu hinzugetretenen Hebel der Börsenspeculation in einem über-

raschenden Grade auf die sittlichen Elemente der Gesellschaft zurückgeworfen. Wie die Börse eine Prostitutions-Anstalt für den ganzen Volkscharakter geworden, so hat die Prostitution auf der andern Seite den Charakter eines noblen Börsengeschäftes angenommen, und schwingt sich dadurch zu einer so glänzenden gesellschaftlichen Höhe herauf, wo man sie bisher noch nie thronen gesehen. Ja, die Vermischung der Prostitution mit dem Haus- und Familienleben, das bis zur Verwechslung und Identificirung sich forttreibende Durcheinander der anständigen Frau mit der Courtisane, haben in einem Grade zugenommen, daß die Befürchtung nicht übertrieben scheint, es möchte bald der innerste Lebenskern der Gesellschaft davon angegriffen werden.

Mit dem Sturze der Herrschaft Louis Philipp's ist auch das alte Pariser Grisettenleben in seiner ganzen gemüthlichen Organisation und Herrlichkeit zu Grunde gegangen. Schon in den letzten Jahren der constitutionellen Monarchie gab es in Paris kaum noch Grisetten in dem alten einheimischen Sinne dieses Wortes. Die Gattung hatte sich zu degeneriren angefangen, indem ein merkwürdig guter, volksthümlicher Kern, der die Grisette der früheren Periode auszeichnete, und der so viel gerühmten Verhältnissen des Menagemachens oft einen ungemein dauerhaften

fast sittlichen Bestand verlieh, sich zu verlieren anfing. — Die Grisette war in ihrer früheren Gestalt ein rührendes Naturbild der französischen Weiblichkeit geworden. In ihrer einfachen schmucklosen Kleidung, mit dem idyllischen Grisettenhäubchen auf den Kopf wußte sie den Zauber, der von ihr ausging, nicht durch ein glänzendes und modisches Aeußere, sondern nur durch ihre natürliche Schönheit, durch ihren heitern und liebenswürdigen Sinn, durch ein zärtliches und wahrhaft liebendes Herz zu begründen, denn die am meisten charakteristische Eigenthümlichkeit der Pariser Grisette war stets die, daß die Liebe noch einen sichern Wohnplatz in ihrem Herzen hatte, und daß sie an das Verhältniß, welches sie einging, die ganze Innigkeit ihres Wesens, den ganzen Ernst ihrer Leidenschaft setzte. Sie erscheint heute als eine altmodische Creatur, die im eigentlichen Sinne noch bis in den Tod lieben konnte, denn der Lebenslauf der Grisette endigte nicht selten mit einem Sturz aus dem Fenster, und dann trug der Freund, der sie verlassen und verstoßen hatte, die Schuld davon. An ein arbeitsames und heiteres Leben in den untersten Volksklassen gewöhnt, hatte sie nie etwas Anderes verlangt als die Woche hindurch zu arbeiten, zu trillern und zu singen und am Sonntag leidlich schönes Wetter zu haben, damit sie bei einigem Sonnenschein

auf den Boulevards und in den Champs Elysées spazieren gehen konnte. An der Liaison, der sie sich hingiebt, hat selten die Gewinnsucht den ausschließlichen Antheil und das Verhältniß, in welches sie durch die Zugehörigkeit zu einem Freund eintritt und das nach der verschiedenen socialen Stellung desselben seinen Charakter empfängt, wird von ihr mit dem wunderbarsten Enthusiasmus der Treue und Zärtlichkeit ergriffen. Sie wurde die unermüdliche Gesellschafterin und Dienerin ihres Freundes, und wenn er krank war, konnte ihn keine sorgsamere und aufopferndere Pflege umstehen, wie sie auch seinen ökonomischen Verhältnissen die größte Aufmerksamkeit widmete. Die Grisette wurde die wirkliche Freundin ihres Freundes und die ausgezeichneten Eigenschaften ihres Charakters veredelten auch ihre gesellschaftliche Stellung wenigstens innerhalb der Menage, in die sie eingetreten war, zu einem fast moralischen Ansehen.

Die Pariser Grisette wurde durch den veränderten Geist der heutigen französischen Jugend aus der Welt geschafft, indem sie vor einer Generation nicht mehr bestehen konnte, die in Gemüthsleere, Nüchternheit und Rohheit ihren eigentlichen Lebensausdruck suchte und welche die Befriedigung einer würdigen Eitelkeit noch weit höher stellt als jede andere Genußsucht. Diese neue Generation, die nur Spott und

Hohn für das eigentliche Wesen der Grisette geben konnte, mußte darauf ausgehen, jene Species des französischen Weibes zu verderben, und ein anderes modern geartetes Bild an ihre Stelle zu schieben. Die Nachfolgerin der Grisette wurde die Lorette. Mit ihr begann eine neue Raçenbildung des pariser Courtisanenthums. Die Lorette wurde ein viel eleganter aussehendes Modeproduct, das aus gemüthlosen und kalt berechnenden Eigenschaften der heutigen französischen Jugend zusammengeknetet schien, und allen Albernheiten und Eitelkeiten der Elegants des Tages vollkommen Rechnung trug. Der Lorette fehlt alles Gute, das den Charakter der Grisette eigenthümlich auszeichnete, besonders aber das Herz und die Fähigkeit der Liebe und sie hat nur die schönen Stoffkleider, die Shawls, die Parfums und die Salben dafür eingetauscht. Die Lorette hat das Stichwort des Tages auch darin eingehalten, daß sie den Begriff der Liebe nicht kennt und statt dessen nur die Caprice in ihrem modisch frisirten Kopf aufgenommen hat. Die Liebe selbst ist mit dem Namen der Caprice in den Loretten-Kreisen neu getauft worden und man hört das stehend gewordene Wort j'ai une caprice pour lui, wenn der Anflug einer bestimmten Neigung irgendwie heraustreten will. Der Grisette fehlte in ihrer größten Natürlichkeit und Redlichkeit auch eine

gewisse Empfänglichkeit für geistige Interessen nicht, und sie war oft mit den besten französischen Autoren und ihren Werken vertraut. Die Lorette ist durch und durch unliterarisch und konnte auch darin für das Symptom der neuen industriellen Sprache gelten. Nur im Nothfalle wenn sie krank ist oder mißmuthig über eine getäuschte Erwartung, entschließt sie sich, ein Buch in die Hand zu nehmen, aber wenn es nicht etwa von Alexander Dumas fils ist, aus dessen Lectüre sie den Stolz geschöpft, nicht umsonst gelebt zu haben, sondern die eigentliche Repräsentation der Gesellschaft ihres Jahrhunderts geworden zu sein, so wird sie es schwerlich zu Ende lesen und das Buch gleitet bald unter das Kanapee herunter. Auch im Punkte der Schönheit steht die heutige Lorette weit hinter der Grisette aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts zurück, denn die Lorette stellt den Untergang der Weiblichkeit auch in der Form dar. Ihre Erscheinung kaun nur noch glänzen und verblenden, wozu sie mit allen Schmier- und Kleister-künsten der heutigen Damen-Toilette herausgemustert ist. Die schlaffen Glieder und Züge, welche durch die Toilette nur augenblicklich gebunden erscheinen, gemahnen stets an die schreckensvolle Zukunft der Lorette, die ihr im Hospital oder im Zuchthause an-gewiesen ist. Die derbere Naturschönheit der Grisette

schien dagegen noch auf eine Zukunft socialer und sittlicher Erlösung hinzudeuten.

Ihren Namen hat die Lorette ohne Zweifel von jenem eigenthümlichen Kirchspiel der Notre-Dame-de-Lorette empfangen, die im Centrum des fashionablen Paris, am Ende der Rue Lafitte, sich erhebt und im eigentlichsten Sinne ein Rendez-vous der vornehmen und modischen Kirchgänger geworden ist.

Die veränderte gesellschaftliche Stellung des Courtisanenthums, welche mit dem Abtreten der Grisette vom Schauplatz bezeichnet wird, gab sich auch öffentlich durch die Begründung eines Instituts kund, in welchem die Prostitution ihre erste Börse nach neuestem Geschäftsstyl eröffnete. Es ist dies der Bal Mabille, dessen Aufkeimen im eigentlichen Sinne diesen Uebergang bezeichnete, und dem man darum eine gewisse sociale Wichtigkeit nicht würde absprechen können.

Die Elyseischen Felder, die der eigentliche Tummelplatz des Pariser Vergnügens für alle Klassen sind, geben auch in ihren herrlichen schattigen Alleen diesen neuen glänzenden Speculationsbällen der Prostitution vorzugsweise ihre Entstehung. In der Nähe des anmuthigen Gartens von Mabille wetteifern mit ihm der zauberische Jardin d'hiver und das märchenhaft schöne Chateau de fleurs um den Vorzug, die eleganteste und den Geschäften günstigste Börse des neuen Cour-

tisanenthums zu sein, denn unter den leidenschaftlichsten Wirbeln der Tanzmusik und bei dem feenhaften Glanz der Gasflammen, die aus der Mitte der Blumen und Gesträuche herausschlagen, scheinen doch nur die Course des Geschäftes, um welches es sich dort zwischen Herren und Damen handelt, in die Höhe geschwindelt und Zeitkäufe und Wechsel auf kurze Zeit angetragen und abgenommen zu werden.

Diese jetzt auf dem höchsten Gipfel der Mode stehenden Ballgärten und Tanzlokale verdanken es auch jenem vorzugsweise finanziellen Charakter der heutigen Prostitution, daß sie, ungeachtet aller Eigenschaften und Zwecke ihrer Besucher, jeder äußeren Anforderung der Sittlichkeit genügen und scheinbar nur einen heitern gesellschaftlichen Verkehr entwickeln, in dem, mit Ausnahme gewisser Tanztouren, durchaus nichts Anstößiges vorkommt. Zuschauer und Zuschauerinnen können daher den strengsten Kreisen der Tugend und Schicklichkeit angehören, obwohl wenigstens die Damen der Pariser guten Gesellschaft es doch in der Regel den fremden überlassen, beim Zuschauen dieser Tänze Tugend und Schicklichkeit zu vertreten.

Die handelnden Heldinnen des Schauplatzes bestehen aber ausschließlich aus jenen hochgeputzten, geschminkten und gefärbten schönen Damen, für

welche Liebe und Sinnlichkeit nur noch als Geschäftssache übrig geblieben, und die viel zu berechnete Verstandesnaturen geworden sind, um sich an einem Ort, an dem sie nur die Actien auf den Creditschwindel ihrer Reize ausgeben wollen, irgend etwas der Sitte und den Anstand handgreiflich Zuwiderlaufendes zu Schulden kommen zu lassen.

Fast zum Ueberfluß scheint der mitten im Tanzgewühl sich aufstellende, in die interessantesten Gruppen sich eindrängende Sergeant da zu sein, in dessen ernsten unerbittlichen Mienen die Verführungen der ganzen, ihn umgebenden Zauberwelt sichtlich abprallen. Um die schönen Speculantinnen vor den gewagtesten Coups abzuhalten, würde er kaum nöthig sein, da diese sich im Allgemeinen mit mehr Takt selbst discipliniren, als vielleicht der erklärtesten Tugend in einem ähnlichen Strudel der Aufregung möglich sein würde.

Aber die Anwesenheit des Sergeant erscheint doch jedenfalls erforderlich, um die größte Creditunternehmung des Platzes, nämlich den Cancan, in seinen jeden Augenblick Gefahr drohenden Ueberschreitungen zu überwachen. Sobald bei dieser Unternehmung unerlaubte Mittel angewendet werden, die Actien zu sehr in die Höhe zu treiben, winkt dieser Polizeibeamte die schlimmsten Speculanten mitten aus dem Cancan hinweg, und sie müssen die Börse ver-

lassen, in dem sie für diesen Abend um das Recht kommen, ihre Geschäfte vollständig abwickeln zu können.

Die ßgröte Eile scheint überhaupt bei diesem ganzen Geschäftsgange geboten, und es ist auch Gefahr vorhanden, sich zu überstürzen. Im Verlauf von zwei Stunden müssen alle Unternehmungen, die an diesem Abend möglich sind, geordnet sein, denn so pünktlich, wie der Tanz um Neun Uhr beginnt, muß er um Elf wieder schließen. Sobald diese Stunde geschlagen, giebt der wachhabende Sergeant dem Orchester einen eben so strengen als würdevollen Wink, und damit ist nicht nur die unabweisliche Schlußzeit für die Geschäfte ausgesprochen, sondern es entsteht auch sofort, und mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit, ein allgemeines Drängen nach dem Ausgang und den Plätzen, wo die Fiacres warten. Im Nu ist die ganze Gesellschaft zerstoben, man hat sich menagirt oder ist ganz ohne Absatz seiner Actien geblieben, und nun besteigen die Herren wie in fliegender Eile die Fiacres.

Der Geschäftsgang bringt jetzt zunächst das Souper bei einem Restaurant mit sich, worauf die Dame mit eben so großer Genauigkeit hält, wie auf den Fiacre, der bereits vor der Thüre stehen muß. Ueberhaupt giebt es nichts Geregelteres als die Eitelkeit des Courtisanenthums in Paris. Hier ist Alles

strenge Form und abgemessene Convention und schon der Glanz der Toilette, die den höchsten Anforderungen der Mode entspricht, deutet darauf hin, daß es sich um eine Repräsentation der Liederlichkeit handelt, die in ihrem Stil der Vornehmheit und Modernität fast auch einen moralischen Eindruck zu machen bemüht ist, und die Scheidewand, durch welche sie von der tugendhaften und anständigen Frau getrennt ist, wenigstens äußerlich niederzureißen sucht.

In dem Begriff der femme du monde, die das eigentliche Modewort in der heutigen eleganten Welt von Paris ist, fließen Courtisanenthum und anständige Dame schon fast zu einer gewissen Identität in einander, eine Fusion, welche, wie dies bei allen Fusionen der Fall ist, nur dem einen Theil nützt, dem andern aber wesentlich schadet. Die Courtisane will jetzt auf ihrer höchsten und modernsten Stufe nichts anderes als femme du monde sein, und macht diesen Anspruch mit einer großen Virtuosität aller äußerlichen Formen geltend; und die Frau der anständigen und ehrenhaften Gesellschaft, die in ihrer heutigen Putz- und Gefallsucht kaum noch ein Toilettenmittel der Courtisane verschmäht, stößt dadurch in ihrer eigenen Stellung als femme du monde schon bedenklich genug an jene Region an, welche Alexander Dumas fils, der Prostitutionsdichter des imperiali-

stischen Frankreichs, geistreich genug als die eigenthümliche Gesellschaftsschicht der Demi-monde gestempelt hat.

Mehr als eine Stufe tiefer erhebt sich unter dieser socialen Schicht die nicht minder eigenthümliche Damenwelt, welche in der Closerie de Lilas, einem hinter dem friedlichen Jardin du Luxembourg am Observatoir gelegenen Ball- und Garten-Local, sich einfindet, und daselbst eine ihrer Hauptbörsen hat. Hier in dieser Traum- und Zaubersphäre diabolischer Lust ist nicht mehr von femme du monde noch von Demi-monde die Rede, sondern es tobt sich da das ganze Vollblut der Gemeinheit mit ächzendem und winselndem Jubel aus. Hinsichtlich der Aeußerlichkeiten des Locals macht die geringe Eleganz kaum einen weniger günstigen Eindruck, und wenn die Gasbeleuchtung, welche die großen Gartenräume phantastisch erhellt, etwas trüber dämmert, so scheint dies zugleich den unheimlichen Charakter des ganzen sich hier entfaltenden Schauspiels zu bezeichnen. Es mischen sich hier die Ueberreste des alten, von seiner Herrschaft gestürzten Grisettenthums, die in der Regel zu der tiefsten Stufe herunter gesunken sind, mit den zünftigen Bewohnerinnen gewisser Asylhäuser, die nach dem Ball der Closerie de Lilas mehr ihre Freistunden zu eigener Erholung und Heiterkeit zu verleben suchen,

und daher das Geschäftliche an diesem Ort mehr nur gewohnheitsmäßig betreiben. Der Pariser Student ist der eigentliche Cavalier dieses Balles und theilt demselben die kindliche Ausgelassenheit mit, die den Bürger des Pariser Quartier Latin vorzugsweise charakterisirt. So entwickelt sich auch der Cancan des lateinischen Viertels in weit groteskeren, den äußersten Ausdruck versuchenden Formen, und die leidenschaftlichsten und verwegensten Wendungen derselben führen oft zu einem lauten Kreischen und Schreien, das die ganze Gesellschaft ansteckt, die sich dann in einen allgemeinen, jauchzenden Taumel auflösen zu wollen scheint.

Man wird dann zuweilen an einen gewissen Cultus der alten Aegypter erinnert, wo der Festtaumel die in Lust Berauschten so weit trieb, sich selbst zu vernichten und zu verletzen. So sieht man hier schon Paare, die sich mitten im Tanz schlagen und kneifen, weil sie die aufgeregte Wuth ihrer Sinne nicht mehr anders auszulassen wissen. Zuletzt löst sich das fürchterliche Brüllen und Jubeln in ein allgemeines Händeklatschen auf, oder der Sergeant, der kühnen Schrittes mitten in die wildeste Cancangruppe hineintritt, winkt lakonisch einigen Haupthelden des Skandals, die ihm dann auch ohne irgend eine Widerrede zum Garten hinausfolgen.

Es ist dieses zum Theil ein düsteres, in Höllen-

breughel=Farben gemaltes Bild des französischen Volkscharakters, der, im Grunde mehr tumultuarisch als üppig, in solchen Scenen oft nur mit seiner eigenen Leidenschaftlichkeit kokettirt, und sich den Anstrich giebt, enthusiastisch hingerissen zu sein, wo er nur seine Kälte und Nüchternheit in einen ewigen Taumel versetzt hat.

Es giebt aber selbst in diesen höllischen Regionen des Pariser Lusttreibens noch immer liebenswürdige menschliche Züge, die in der französischen Nationalität unverwüstlich scheinen. So spielen die Blumen=Bouquets, die verabreicht und entgegen genommen werden, auch hier noch immer eine große Rolle und verbreiten durch ihre duftige Schönheit selbst in den Händen der Verderbniß einen Schimmer von Unschuld und Reinheit.

Die Blume ist der Luxus der Natur, und wie der Moden=Luxus alle gesellschaftlichen Unterschiede zu überwachsen angefangen, so ist auch der Gebrauch der Blume, wie man ihn in Frankreich bei allen Klassen sieht, eine gleichmäßige Gewohnheit der Armen und Geringen wie der Reichen und Vornehmen geworden. Die Pariserin schmückt sich auf allen ihren Rang= und Lebensstufen mit dem Bouquet, welches sie jedesmal für eine Hauptzierde ihrer Toilette halten wird, mag nun die letztere aus einem bescheidenen bürger=

lichen Anzug oder aus dem prachtvollsten Stoffkleide bestehen. Das Bouquet wird auch in den öffentlichen Ball- und Concert-Localen von Paris zum vermittelnden Symbol aller zarten Geschäfte, um die es sich dort zwischen den Besuchern und Besucherinnen handeln kann. Die Blumen-Verkäuferinnen, die ein eben so großes Talent für die Zusammensetzung des Bouquets als für die Intrigue haben, halten zu diesem Zweck in solchen Gärten stets ihre Geschäfte aufgeschlagen. Sie beobachten alle Personen des Schauplatzes mit durchdringendem Meisterblick, indem sie jedesmal im richtigen Moment der Jahre, vollprangende, in einer weißen Papierdüte sorgfältig eingesteckten Blumensträuße anzubieten wissen, und ihn auch der Dame, die ihn empfangen soll, mit allen ausgesprochenen und nicht ausgesprochenen Bestellungen des Käufers überreichen. Bei diesem universalen Gebrauch des Selams, der alle Klassen von der untersten bis zur höchsten durchschreitet, kann man sich nicht wundern, wenn der jährliche Umsatz von Blumen in Paris allein auf acht Millionen Fr. angegeben wird. Die Blume ist aber auch in Paris die Sprache der rührenden Bitte, welche, ohne belästigend laut zu werden, das Herz zu einer Gabe an die Armuth bewegen soll. In den öffentlichen Gärten und auf den Boulevards wird man oft, gedankenvoll hinschlendernd,

durch eine plötzliche leise Berührung an seinem Knopfloch aufmerksam gemacht. Man blickt hin und gewahrt in demselben eine Rosenknospe oder Nelke eingesteckt, und die ein solches Attentat auf Dein Zartgefühl begangen, ist ein kleines, blühendes Mädchen, das hinter Dir steht und mit ihren schalkhaft flehenden Augen nun auf das harrt, was Du ihr geben wirst. Sie bringt dabei freilich nicht den Werth der kleinen Blume, sondern die Grazie und Geschicklichkeit in Anrechnung, mit der sie so leise und unverwandt an Dir hinauffliegen und Dich schmücken konnte, und Deine Bewunderung für diesen auf allen Stufen wunderbar begabten und fein organisirten Volkscharakter läßt Dich in diesem Augenblick die Spende Deiner Sous nicht zählen.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Das Pariser Straßenleben mit seinen unerschöpflichen und ewig neuen Metamorphosen gilt gewöhnlich für das eigentliche Spiegelbild des französischen Charakters und scheint in dieser Beziehung allen Veränderungen der Politik und des Regimes überlegen geblieben zu sein.

In der That, wer heut plötzlich, nach langer Abwesenheit, die Pariser Boulevards betritt, würde in diesem glänzenden und heitern Lebensgewühl ebenso-

wenig die Spuren entdecken, daß Frankreich wieder ein Napoleonisches Kaiserreich geworden, als man vor Jahren hier schon kannte, daß man sich in einer Republik befand.

Republik und Kaiserthum haben hier in den öffentlichen und volksthümlichen Erscheinungen des Lebens keine eigenthümliche Physiognomie hervorgerufen, und es ergießen sich darin in demselben Taktmaß und in derselben Fülle des Sprudels nur die Wasser weiter, die unter Louis Philipp und in der constitutionellen Monarchie hier geströmt.

Der Franzose, wie sehr ihm auch die Initiative in der modernen Politik zugestanden, ist doch in gewissem Betracht bei weitem weniger eine politische Nation, als andere Völker. Die beständigen Regimewechsel, oft hinlänglich dazu geeignet, die Nation zu demüthigen und sie auf dem Principien- und Ehrenpunkt tödtlich zu verletzen, berühren den Franzosen doch weniger in seinem eigensten persönlichen Lebenselement, das mit einer Zähigkeit und Elasticität ohne Gleichen alle diese politischen Veränderungen überdauert.

Der Franzose als unverwüstlicher viveur beherbergt aber gerade in dieser ewig moussirenden Eigenschaft seine eigentliche, politische Gefährlichkeit,

die in seiner ewigen Erneuerungsfähigkeit, wie in seiner ewigen Widerstandsfähigkeit besteht.

Es giebt kein so schlechtes und kein so gutes politisches Regime, das nicht des Franzosen auf eine Zeit lang Herr werden könnte und dann mit einer aufrichtigen Hingebung von ihm unterstützt zu werden scheint.

Er hat sich dann den herrschenden Formen scheinbar so innig anbequemt, daß selbst die Heruntergekommenheit, die er in solchen Zeitläuften oft an den Tag legt, ihm von Herzen Ernst zu sein scheint. Man könnte die ganze Nation dann für überlebt, verfallen, und mit allen sittlichen und politischen Principien überworfen halten, aber die nationale Lebenskraft hat sich in dem allgemeinen Leichtsinn forterhalten, der an allen Ecken und Enden lebt und spricht, und in dem Taumel jeder Minute den ganzen Existenzgenuß erschöpfen möchte.

Die Auferstehung der Franzosen erfolgt dann immer ebenso plötzlich, als seine Niederlagen und Ueberwältigungen, und sobald er wieder will, ist nichts im Stande ihm zu widerstehen, und wenn er sich in solchen Augenblicken eine neue Verfassung aus dem Mondschein zurecht machen oder die Crinoline für die beste Staatsform erklären wollte, so würde es dem Franzosen wahrscheinlich gelingen.

Das ganze Pariser Straßenleben scheint ein Symbol dieses verdorbenen Volkscharakters zu sein. Der Franzose lebt sich mehr als ein anderes Volk, selbst als die Italiener, auf die Straße hinaus, und drückt darum auch auf dieser am naivsten und offensten einen Theil seines Wesens ab, wie es in keiner andern Form festgehalten wird.

Die Boulevards sind das unaufhörlich sich schüttelnde Kaleidoscop des französischen Charakters geworden. Unter der constitutionellen Monarchie Louis Philipp's, unter der Republik und unter dem neunapoleonischen Kaiserthum hat sich der Lebensaufwand der Boulevards kaum auf irgend eine charakteristische Weise verändert. Auch in der öffentlichen Sittlichkeit haben die beiden letzten Regimes unleugbare Fortschritte gemacht; denn obwohl das Bürgerkönigthum die Bravheit und Rechtlichkeit zu ihrem eigentlichen Aushängeschild genommen, so war es doch nachsichtiger in einer gewissen öffentlichen Duldung der Prostistution, die in dieser Zeit mit abenteuerlicher Wildheit auf den Boulevards umherraste und dort in den groteskesten Gestalten ein förmliches Lager aufgeschlagen hatte.

Louis Philipp hatte zwar den alten Augiasstall des Palais Royal von seinen nacktbusigen Besucherinnen reinfegen lassen, und namentlich die Gallerie-

Orleans, in welche der alte dynastische Schmutz des Ancien-Regime so üppig fortgewuchert hatte, den in den Nachtstunden umherschweifenden Priesterinnen gesperrt, obwohl dieselben nur Erbinnen und Nachfolgerinnen der Abenteuer waren, von denen auf diesen Platz sogar Prinzessinnen aus dem Hause Orleans verlockt wurden. Die Polizei Louis Philipp's jagte aber nun den ganzen Schwarm auf die Boulevards, wo die Prostitution nun in gewissen Stunden in unübersehbaren Colonnen vorrückte und mit ihren theils eleganten, theils fabelhaften und unzüchtigen Gestalten, mit ihren in funkelnden Diademen umherstolzirenden Mohrinnen und Mestizen, und wie sich dies tolle Nachtgevögel sonst darstellte, in's Feld zog.

Diese Figuren verschwanden schon aus dem sich plötzlich versittlichenden Straßentreiben der Republik von 1848. Diese Republik, obwohl sie nur als politische Intrigue geboren worden und während ihres kurzen Verlaufes eigentlich nur mit den faulen Resten der Monarchie wirthschaftete, nahm doch einen Augenblick lang einen Ansatz, auch mit einer dem Princip der Republik entsprechenden Sittlichkeit zu debütiren.

Die idealen Klänge, welche Lamartine und Carnot in ihren Manifesten anschlugen, schienen den hohen sittlichen Geist des antiken Republikaners zu

athmen und es war, als ob ein reineres Volksleben sich diesem Grundton gemäß bilden könnte.

— — — — — — — — — — —

Wenn die Republik aber zuerst ein nüchternes und von seinen anstößigsten Elementen gereinigtes Straßenleben anfing, so bezeichnet sich eigentlich nur der Wendepunkt, auf dem die schlechten und verworfenen Stoffe der Gesellschaft sich auf das Innerste des socialen Lebens zurückzutreiben anfingen, um in dem gesellschaftlichen Organismus selbst ihre den Kern anfressende Stelle zu gewinnen. Das neue Kaiserthum hat dieser eigenthümlichen Reaction zum vollständigsten Durchbruch geholfen. Es ist dies eine Reaction, durch welche Prostitution und Courtisanenthum, die früher nur vor den Barrièren der eigentlichen Gesellschaft umherschweiften, auf die festern Plätze derselben und in ihre innerste Mitte vorgedrungen, und in einem Grade, wie es bisher noch nie der Fall gewesen, mit den sittlichen Banden und Verhältnissen der Gesellschaft in Concurrenz getreten, ja denselben fast ihren Bestand streitig gemacht haben.

Die Prostitution hat sich heut zu Tage innerhalb der französischen Gesellschaft selbst zu organisiren angefangen und behauptet in derselben ihre eigentliche Existenz, während ihre Ausläufer, welche sonst

die Physiognomie der Straßen färbten, sich von derselben mehr und mehr zurückgezogen haben und nur noch in vereinzelten Erscheinungen eine gänzlich in Verfall begriffene Sphäre des Lasters bezeichnen.

Das Vordringen des Courtisanenthums in die Gesellschaft, wovon auch die neuesten Pariser Theaterstücke ein so schreckenerregendes Zeugniß ablegen, hat sich aber in diesen neuen imperialistischen Zeiten durch eine gänzliche Verrückung des Mittelpunktes der gesellschaftlichen Interessen bewirkt.

Früher bestand allerdings ein Mittelpunkt, der durch das Sittengesetz mehr oder weniger festgestellt war und in der Form der Ehe und Familie ungeachtet aller Abweichungen, die von derselben stattfanden, sich zu bewahrheiten suchte. Das Börsenspiel hat heut zu Tage diesen ethischen Mittelpunkt umgestoßen und durch seine jedes feinere menschliche Gefühl abstumpfende Speculationen eine Lücke in die socialen Verhältnisse der Menschen gerissen, in welche Elemente der Stetigkeit und Ruhe, wie Ehe und Familie sind, nicht mehr genügend hineinpassen, sondern die am leichtesten und bequemsten nur durch das der Börse wohlverwandte Element der Prostitution ausgefüllt werden kann.

Es wird darum die Zustände des heutigen Kaiserreichs am erschöpfendsten kennzeichnen, wenn

man diese ungeheure, alle Klassen aufregende Entfesselung des Börsenspiels, zu welcher der neue Imperialismus durch seine ganze Natur und alle seine Zwecke den Anstoß gegeben, zugleich von einer moralischen Revolution, und von einer Lockung aller positiven Bande der Gesellschaft und von einer Vergiftung des innersten socialen Organismus durch die Prostitution begleitet sieht.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die Sitten der französischen, namentlich der Pariser Arbeiter sind oft in einem übertrieben grellen Licht dargestellt worden. Die Fabel, daß im Faubourg St. Antoine mehr als 600 Arbeiter mit ihren eigenen leiblichen Töchtern im Concubinat leben sollen, war zwar früher eine sehr verbreitete, und wurde besonders in den ersten Jahren der Februar-Republik vielleicht nicht ohne Geflissentlichkeit in Umlauf gesetzt, um, wie es schien, den verderblichen Einfluß eines Volksregiments auf die Sitten der untern Klassen in das rechte Licht zu rücken. An einem thatsächlichen Anhalt dazu mag es aber auch wohl nicht ganz gefehlt haben, und viele geschlechtliche Verbindungen dieser Art, wenn auch nicht in dem erwähnten Umfange, haben ohne Zweifel, namentlich während der Republik von 1848, in Paris bestanden.

Das französische Naturell scheint nicht so stark mit dem creaturlichen Abscheu gegen Vermischungen desselben Bluts erfüllt zu sein, wie derselbe vorzugsweise die germanischen Völker beherrscht. Der Code Napoleon hielt es darum auch für besonders nothwendig, die Verheirathungen mit der Schwester der verstorbenen Frau zu verbieten, weil ein Hang zu solchen Ehen in Frankreich fast epidemisch geworden war und auf die Zerrüttung der Familienbande mannigfach eingewirkt hatte.

Wenn sich aber im französischen Arbeiterstande vorzugsweise Gewohnheiten und Gelüste eingeschlichen haben, welche in das heiligste reinste Verhältniß der Natur ein fleischliches Element einpflanzten, so haben dabei ohne Zweifel manche Verhältnisse eingewirkt, die einer providentiellen Fürsorge für das menschliche und sociale Loos des Arbeiters weichen werden. Diese Verhältnisse hängen mit allen äußern und innern Bedrängnissen der arbeitenden Klassen, mit einer in der Noth des Lebens leicht entstehenden Verwirrung der sittlichen Begriffe, und auch mit den räumlichen Zuständen der Arbeiter-Wohnung zusammen, in deren engen und dunkeln Höhlen alle Mitglieder der Familie auch zum Nachtheil der Sittlichkeit und des Schamgefühls zusammengeschachtelt liegen.

Im heutigen Kaiserreich haben sich die sittlichen

Zustände der Arbeiter-Familien auch nach dieser Seite hin wesentlich gebessert, und man kann Manches, was von denselben früher erzählt wurde, heut sicherlich bereits als Mythe bezeichnen. Der Kaiser Napoleon III. hat neben den materiellen auch die sittlichen Zustände der Arbeiter unter den bedeutendsten Gesichtspunkten ins Auge gefaßt und beide Seiten der Arbeiter-Existenz gleichzeitig auf einer und derselben Grundlage zu veredeln und zu erheben getrachtet. Wie sehr die sittliche Verbesserung dieser Volksklasse auch von einer Beschaffung besserer und geräumigerer Wohnungen abhängig ist, wird sich in Paris bald mit bestimmteren Angaben belegen lassen, sobald die Pläne, welche der Kaiser für eine menschenwürdigere und wohnlichere Niederlassung der Arbeiter in Paris hegt, zu einer umfassenderen Ausführung gekommen sein werden.

Durch die Napoleonischen Neubauten sind zwar zahlreiche Arbeiterwohnungen auf dem rechten Ufer der Seine verschwunden und haben dort ohne Ausnahme nur durch große Wohnungen für reiche und vornehme Leute Ersatz gefunden, aber dafür ist eine Arbeiter-City auf dem linken Seine-Ufer entstanden.

— — — — — — — — — — —

Der französische Arbeiterstand bildet gerade darin den unmittelbaren Gegensatz zur französischen Armee,

daß er sich durchaus von keinem Geist der Kaste und der solidarischen Gemeinschaft durchdrungen und zusammengehalten fühlt, sondern nach einer Vereinzelung und Isolirung, in der Jeder auf sich selbst gestellt ist, und womöglich als ein Kriegführender und Kriegender mit den eigenen Interessen erscheint, hinausstrebt. Danach hat sich auch die innere Einrichtung aller Arbeits-Ateliers und Fabriken in Frankreich bestimmt, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in ihrer großen Organisation den Geist einer in der Arbeit zusammenlebenden Familie in sich trugen, seitdem aber mehr und mehr in einem trotzigen Individualismus der Arbeiter auseinander gegangen sind.

Die Einheit und Geschlossenheit eines genossenschaftlichen Zusammenwirkens, wie sie in der Organisation des Heeres auf eine so specifische Weise zu erreichen ist, wird daher in den französischen Arbeiterstand niemals hineinzubringen sein, und am allerwenigsten taugt diese Volksklasse dazu nur als politische Maschinerie nach einem bestimmten Willen in Bewegung gesetzt zu werden. Jede darauf gerichtete Bewegung kann nur die empfindlichsten Täuschungen herbeiführen, die nie ausbleiben werden.

Die militärische Organisation ist zugleich die der Ehre, welche darin besteht, daß jeder einzelne Soldat in dem Corpsgeist, der ihn beherrscht und der auf

ihn rechnet, zugleich das Bewußtsein seines eigenen Werthes ausgedrückt und vertreten findet und darin seine unverrückbare Stellung sich angewiesen sieht. Den Arbeiterstand in diesem Sinne in einen festen Machtwillen einordnen zu wollen, hieße das Wasser der Seine durch die Danaidenfässer schütten. Der französische Arbeiter, der durch das neue Kaiserthum höchstens depolitisirt worden ist, hat jetzt nur das eine Streben, es den besser situirten Klassen gleich zu thun und ihnen die Vortheile der gesellschaftlichen Stellung, sei es auch nur scheinbar durch Aneignung des Luxus und vornehmen Gewohnheiten, abzugewinnen. Er will ein Mensch sein wie alle übrigen und eben so viel genießen wie alle übrigen, und selbst noch die Geltung eines Cavaliers davonzutragen, steht seinen Wünschen nicht zu hoch. Die Verwendbarkeit dieser Masse in einer bestimmten politischen Richtung ist eine um so zweifelhaftere, als die politischen Anschauungen des französischen Arbeiterstandes durch den häufigen Wechsel der Regierungen und Principien gänzlich corrumpirt worden sind, und ihnen zuletzt noch das Kaiserthum die verderbliche Vorstellung eingeimpft hat, das beste Gouvernement sei dasjenige, welches die Arbeiter am besten füttert. Aber auch bei diesem Fütterungsprozeß, selbst wenn er ins Unendliche fortgesetzt werden könnte, würde die Gefahr

nicht ausbleiben, daß der Verdauungsprozeß ein unberechenbarer ist, und daß, wie in der Republik das Kaiserreich verdaut worden, so auch mitten im schönsten Kaiserthum wieder die Republik oder auch die ganz legitime Monarchie herausverdaut werden könnte.

Der französische Arbeiterstand ist gewiß durch seine ausgezeichneten Charakter-Eigenschaften mehr als jeder andere dazu geeignet, eine Grundsäule der bestehenden Gesellschaft zu sein, wenn das Gouvernement es sich nach einem umfassenden Plan angelegen sein lassen könnte, auf die geistliche und sittliche Bildung der Arbeiter hinzuwirken, und dabei an die eigenthümlichen individuellen Vorzüge dieses Standes geschickt anzuknüpfen. In dem Wirthshausleben des französischen Arbeiters fließt ein Hauptquell nachtheiliger und zerrüttender Einflüsse, die auf seinen Charakter und seine socialen Zustände einwirken. Die Kneipe gilt dem Arbeiterstande überhaupt für ein Symbol seiner individuellen Freiheit und seines selbstständigen Behagens, in ihr hängt er seinen Plänen und Träumen für die Zukunft nach und die Sorgen und Leiden, die sonst sein Haupt umschwärmen, fliegen hier, im gemüthlichen tête à tête mit dem vor ihm stehenden Schoppen, leicht wie Wolken an ihm vorüber.

Der französische Arbeiter hat noch mehr, als

seine Collegen in andern Ländern, den Sinn für das Wirthshaus, das für ein Universal-Institut, in dem man alle seine Leiden und Freuden bergen und betten kann, gilt und das oft seinem Sinn für das Familienleben die verderblichste Richtung giebt. Die Zahl der Cabarets, in welchen die Arbeiter verkehren ist in Frankreich und namentlich in Paris in einem steten Zunehmen begriffen und man hat die eigenthümliche Beobachtung gemacht, daß jede politische Krisis, durch welche die öffentlichen Zustände erschüttert werden, oft kein anderes fühlbares Resultat zurückläßt, als eine Anzahl neuer Wirthshäuser und Cafès, die dann plötzlich wie über Nacht aufgeschossen sind und gewissermaßen als neue Gruppirungen und Concentrationspunkte für die Bevölkerung entstanden waren. In einer politischen Catastrophe werden Cabaret und Cafè die eigentlichen Canäle der öffentlichen Bewegung und vertreten nach dieser Seite des Volkslebens auch die Wirkungen der Presse und Tribüne auf die allerausgiebigste Weise. Die Franzosen, die den Tempel einer neuen Zeit errichten wollen, haben es oft dann nicht weiter gebracht, als daß sie statt dessen nur ein neues Cafèhaus begründet haben.

— — — — — — — — — — —

Das Wirthshausleben der Arbeiter gliedert sich nach den verschiedenen Kategorien, in welche überhaupt

die Lebensweise der französischen Arbeiter zerfällt. Man kann darin namentlich zwei Klassen unterscheiden. Die eine stellt sich auf jede Weise in einem entschiedenen Gegensatz zur Bourgeoisie dar, und bezeichnet denselben sowohl im Ganzen durch alle ihre Lebensgewohnheiten, als auch insbesondere durch ihre Kleidung, die bei diesen das specifische Bewußtsein eines vierten Standes in sich tragenden Arbeitern ausschließlich in der Blouse, der Weste oder dem Paletot besteht. In den Cabarets und Weinschenken, welche vor den Barrièren oder in den benachbarten Dörfern sich befinden, hat diese Arbeitsklasse vorzugsweise ihr Standquartier aufgeschlagen. Die Debouche des Wirthshauses ist ihre eigentliche Lebensrichtung geworden und derselben möglichst weit nachhängen zu können und noch über den Montag hinaus in der Schenke zu feiern, ist ihr einziges Dichten und Streben und der einzige sociale Neid, mit dem sie die bevorzugteren Klassen, namentlich aber ihren Arbeitspatron betrachten. Die Politik kümmert sie wenig, so lange sie noch in den Debatten und in den Journalen gemacht wird, aber sobald die Politik auf die Straße hinaustritt und die Massen elektrisch in Bewegung zu setzen beginnt, richten sich diese ewig kneipenden Phäaken der Arbeiterschenken auf und fühlen in ihren Fäusten ein unendliches Jucken, das ihnen keine Ruhe mehr auf ihren

gewohnten Stätten läßt. Ueber kein Princip klar geworden, schlagen sie sich jedesmal da, wo es den Kampf gegen etwas Bestehendes gilt, und bringen ihr Leben dann oft mit einer heldenmüthigen Aufopferung, die eines besseren Zieles werth gewesen wäre, zu Markte.

In ihrem Charakter liegt ursprünglich sehr viel Bösartiges, mit einem natürlichen Humor gemischt, der aber auch oft in eine schreckenerregende Wildheit übergehen kann. Halb fröhliche und naive Naturkinder, halb höhnende Teufel, bringen sie im Cabaret ihr Leben dahin und scheinen vom Himmel nichts als ewigen Müßiggang zu erflehen. Wenn die Revolution sie aber auch plötzlich zu Herren machen kann, so betrachten sie dies Intermezzo doch am Ende auch nur als ein lustiges Abenteuer, nach dessen Beendigung sie am liebsten wieder in ihr altes Cabaret zurückkehren, mit keinem Besitz und mit keiner besseren Aussicht in die Zukunft bereichert.

In dieser Lage verharren sie bis in ihr höchstes Alter, wenn sie nicht eine charaktervolle und entschlossene Frau finden, durch deren günstigen Einfluß sie dem Wirthshaus abgewonnen und zu einem stätigen häuslichen Leben hinübergeführt werden. Doch hat diese Classe im Ganzen wenig Neigung zur Heirath und zieht gewöhnlich ein wechselndes Verhältniß vor,

wie es sich durch die weiblichen Bekanntschaften im Cabaret leicht darbietet und unterhält.

Die zweite Classe von Arbeitern hängt mehr mit der kleinen Bourgeoisie zusammen und betrachtet sich gewissermaßen als einen integrirenden Bestandtheil derselben, was sie auch in ihrer ganzen Lebensweise, in ihrer häuslichen Einrichtung, in ihrer Kleidung und in ihren Vergnügungen zu erkennen giebt. Diese Richtung hat sich sowohl durch die Art und Weise der Beschäftigung dieser Arbeiter, wodurch sie mehr in der Mitte der bürgerlichen Beziehungen stehen, als auch durch ein höher entwickeltes Maß intellectueller Fähigkeiten begründet. Es ist aber ungemein charakteristisch, wie nach diesem Typus sich auch die Erholungen und Vergnügungen bemessen, denen diese Classe vorzugsweise sich zuneigt. Diese Arbeiter besuchen keineswegs die Schenken vor den Barieren, sondern sie bleiben im Innern von Paris, wo sie die Vorstädte, Theater, die kleinen Cafés und gewisse öffentliche Bälle beleben helfen und mit den jungen Leuten aus dem Commerce und der kleinen Bourgeoisie, die dort verkehren, in eine von ihnen für sehr ehrenvoll gehaltene Berührung kommen.

— — — — — — — — — — —

Daß der jetzige Kaiser der Franzosen ebensowohl als sein Oheim Träumereien nachhängt und wie wei-

land Wallenstein gern in den Sternen zu lesen sucht, ist bekannt. — Neben vielen andern Aus- und Mißgeburten des Empire hat auch die Wahrsagekunst ihre Freistatt in Paris aufgeschlagen und vielfache Begünstigung gefunden.

Trotzdem hat aber die berühmte Lenormand seltsamer Weise keine Nachfolgerin gefunden, obwohl so ziemlich sonst Alles im zweiten Empire sich wieder eingestellt, was unter dem kleinen Corporal sich's hatte wohl sein lassen.

Im Augenblicke, da Ludwig XVI. die Generalstaaten zusammenberief, weissagte Mademoiselle Lenormand den Sturz der französischen Monarchie, die, durch acht Jahrhunderte ihres Bestandes und erhabene Erinnerungen beschirmt, gänzlich unerschüttert schien. In ihren Ahnungen sah die Inspirirte die Geistlichkeit zerstreut, die Klöster aufgehoben und zerstört, die Ordensschwestern ohne Zufluchtsort und rief wie der Prophet des Alterthums „Wehe!“ über das neue Ninive.

Mademoiselle Lenormand hatte kaum das achtzehnte Jahr erreicht, und ihr Name war schon in den Salons der Hauptstadt bekannt; im Jahre 1790 kam sie nach Paris, sah sich in den besten Gesellschaften aufgenommen und wurde nicht nur von Vielen zu Rathe gezogen, welche die ersten Stürme der Revolu-

tion in Schrecken versetzt, sondern auch von denen, welche selbstthätig daran Theil nahmen. Robespierre, Saint-Just, Marat, Hubert besuchten ihr Consultationen-Cabinet; sie empfingen von ihr Rathschläge, die, wenn auch nicht von einem absoluten Voraussehen der Zukunft, doch wenigstens von einem freimüthigen, klugen und gemäßigten Geiste dictirt waren, den ihr Adepten und Ungläubige stets gern zugestanden. Mademoiselle Lenormand wagte es, diesen Volks-Tribunen vorherzusagen, daß sie in ihren eigenen Werken den Untergang finden und Opfer des blutigen Schauspiels werden würden, in welchem sie eine so thätige Rolle spielten.

Aber bereits überließ sich Mademoiselle Lenormand nicht mehr den Ausbrüchen ihrer innern Eingebung; sie hatte sich mit der hermesianischen Philosophie vertraut gemacht; sie war in die Mysterien der Alten eingeweiht und kannte die Lehren des Aristoteles; sie beschäftigte sich mit der Wissenschaft der Zahlen und ihren Beziehungen zu den Gestirnen; sie hatte sich eine hohe, Verwunderung einflößende Ausbildung und besonders jene Gewandtheit und Richtigkeit im Urtheil zu eigen gemacht, die in ihrer Kunst so wesentlich sind.

Inmitten der revolutionären Aufregung, welche alle Geister bewegte, mußten auch die Gleichgültigsten

und Gemäßigsten sich einer Partei anschließen; Mademoiselle Lenormand verfehlte keineswegs ihre Sympathie für die königliche Sache und opferte ihre Person, um die Königin zu retten. Von Michonis, dem Administrator der Gefängnisse, begünstigt, wurde sie mehrmals heimlich zu der königlichen Gefangenen zugelassen und hatte bereits Alles zu ihrem Entkommen vorbereitet; aber Marie Antoinette erinnerte sich, daß sie Mutter war. „Ich kann mich nicht entschließen, meine Kinder zu verlassen," sprach sie, „ich gebe mein Leben als Opfer hin, in der Hoffnung das meines Sohnes und meiner Tochter zu retten." Einige Tage später wurde Michonis von seinem Amte entlassen, und Mademoiselle Lenormand büßte in der Petite-Force die Unvorsichtigkeit, den Verdacht des Comitès auf sich geladen zu haben. Die Gefangenen, mit denen die Hütten und Kerker der Petite-Force gefüllt waren, empfingen Mademoiselle Lenormand mit freudiger Begeisterung, sie focht ihren Muth an und belebte ihre Hoffnungen, indem sie ihnen das nahe Ende des Mannes (Robespierre) weissagte, in dessen Namen Frankreich decimirt wurde. Der 9. Thermidor fügte der sybillischen Glorie, welche die Stirne der Mademoiselle Lenormand umschlang, neue Strahlen hinzu.

Während ihrer Gefangenschaft soll Mademoiselle Lenormand einen Geburts-Stand erhalten haben, nach

welchem man sie ein Horoscop zu stellen bat; die Anfrage kam aus dem Gefängnisse des Luxembourg. Mademoiselle Lenormand antwortete in positiven Ausdrücken und weissagte in ihrer Erwiderung den nahen Wittwenstand der Befragenden, ihre zukünftige Verbindung mit einem Krieger, dem die höchsten Würden verheißen waren und ließ endlich die Möglichkeit einer Ehescheidung durchblicken.

Diese Weissagung fand im Luxembourg um so mehr Anklang, als sich die Befragende, Madame Beauharnais, erinnerte, daß ihr die Negerin, Euphemie David, in ihrer Jugend das Reich der Gallier verheißen hatte. Die edeln Gefangenen, welche in Folge des 9. Thermidor die Freiheit wieder erhielten, strömten in Masse in den Tempel der Straße Tournon, in den sich seine Priesterin drei Wochen vor den großen Ereignissen dieses Tages begeben hatte, Jeder suchte hier Hoffnungen für die Zukunft zu erhalten.

Ein junger, nach Ruhm, Ehre und Macht dürstender, von jener Unruhe heimgesuchter Mann, welche die großen Geister zu stacheln pflegt, so lange sie sich ihre Stellung in der Gesellschaft noch nicht errungen haben, ein junger Artillerie-Officier, der Retter von Toulon, hatte damals, von dem alten General Lasalle bewogen, der cabalistischen Berechnung der Sibylle seine vollkommene Hand unterworfen, welche Made-

moiselle Lenormand als ein Meisterwerk von Chiromantie bezeichnete und in der sie las: „daß der Befragende Schlachten gewinnen, Königreiche erobern, und endlich die Welt in Staunen setzen werde." Um indessen einen düstern Schatten auf das lachende Gemälde zu werfen, hatte die Sibylle verkündigt, der Fragende müsse in der Verbannung sterben.

Im Jahre 1796 heirathete der Retter von Toulon die Wittwe Beauharnais; es war dies ein erster Schritt zur Erfüllung ihres gemeinsamen Geschickes; sie durften der Wahrhaftigkeit des Orakels Glauben schenken; Mademoiselle Lenormand sah sich geachtet, ja, man könnte sagen, durch rührende Dankbarkeit der Kaiserin geehrt und ausgezeichnet. Der Ruf der Sibylle war begründet; Edelleute, Priester, Magistratspersonen, Militärs, Frauen von Emigrirten füllten ihren Salon; die Gemahlin eines berühmten Generals, der, durch seinen Tod in den Reihen der Feinde Frankreichs die Lorbeeren befleckt hat, mit denen der Sieg in den schönen Tagen der Republik seine Stirne bekränzte, war unter den Befragenden (16. December 1803) und erhielt von Mademoiselle Lenormand prophetische Mittheilungen, die sie nicht geheim zu halten wußte. Wenige Tage darauf wurde die Sibylle vor die Polizei-Präfectur gebracht, wo sie ein langes Verhör zu bestehen hatte, dem zu Folge der Vorladungsbefehl

in Haft verwandelt wurde. Uriels Schutzbefohlene ließ sich nicht niederbeugen und erklärte dem Untersuchungsrichter, daß sie ihm und dem Polizeipräfecten Dubois zum Trotz am 1. Januar befreit werden würde, was denn auch in der That auf Befehl des Präfekten geschah, der ihre Freilassung am 1. Januar selbst anordnete.

Ihren Freunden wiedergegeben, beschäftigte sich Mademoiselle Lenormand mit Ausübung ihrer Kunst, oft zwar von Napoleon's Zorn bedroht, aber stets beschirmt von Josephinen's sichtbarer oder unsichtbarer Hand. Doch dieser Schutz wurde zu der Zeit kraftlos, als der Kaiser den Entschluß faßte, sich mit der Tochters des Kaisers von Oesterreich zu vermählen und die zu verstoßen, die seit vierzehn Jahren seine Bewegungen, seine Hoffnungen, seinen Ruhm getheilt hatte.

Den 11. December 1809 war Mademoiselle Lenormand von einer großen Anzahl ihrer Adepten umgeben, als sich Fremde an der Thüre ihres Salons zeigten; ohne durch ihre Ankunft aufgeregt zu erscheinen, sagte ihnen Mademoiselle Lenormand: sie seien gekommen, um ihre Verhaftung zu bewerkstelligen, und fügte noch hinzu, indem sie auf ein Papier wies: „hier ist es zu lesen, daß ich wußte, was mir bevorstand.“ Sie leistete nun den Polizei-Agenten bei der

Haussuchung, die jetzt stattfand, Beistand, dann verließ sie ihr in ein Chaos verwandeltes Cabinet und begab sich, dem Polizei-Präfecten Dubois folgend, in die Jerusalemstraße, wo man sie vorläufig einsperrte.

Mademoiselle Lenormand konnte sich anfangs nach Belieben beschäftigen, aber schon nach einigen Stunden ihrer Verhaftung hatte sie ein sehr ernstes Verhör zu bestehen, wobei sie, die Rollen vertauschend, die Geschicklichkeit besaß, ihren Untersuchungsrichter öfter zu täuschen. Eben so ging es bei mehren nachfolgenden Verhören; am Ende gewann sie dergestalt die Oberhand über den mit der Instruction ihrer Angelegenheit beauftragten Richter, daß sie ihn zu einer geordneten Discussion über die hermetische Wissenschaft und zu dem Geständnisse brachte, er hege selbst die innige Ueberzeugung von der Existenz übernatürlicher und unsichtbarer Wesen.

Diese Verhöre, welche sich in den Archiven der Polizei-Präfectur oder des Justiz-Palastes vorfinden müssen, schlossen mit einer Antwort von Mademoiselle Lenormand, die unstreitig die merkwürdigste Prophezeihung enthält, der sie sich rühmen kann. Aufgefordert einer unklaren Antwort, die sie so eben ertheilt, einen Sinn zu geben, sprach sie: Meine Antwort ist ein Problem, das ich am 21. März 1814 zu lösen mir vorbehalte.

Diese Polizei-Plackerei führte kein anderes Resultat herbei, als daß die Aufmerksamkeit noch mehr auf Mademoiselle Lenormand gelenkt wurde, daß man noch mehr Gewicht auf ihre Karten legte, und daß, wie ein gelehrter, geistreicher Schriftsteller (der Abbé Salgues) bemerkt, die reichsten, schönsten, ausgezeichnetsten Frauen in Menge herbeiströmten, um das Orakel zu befragen. Ein Verbannungsbefehl wurde erlassen; aber Josephinen's Einfluß siegte und der Kaiser dachte nicht mehr, oder schien wenigstens für den Augenblick nicht mehr an Mademoiselle Lenormand zu denken. Zwei Jahre später gerieth man indessen abermals auf den Gedanken, sie zur geheimen Polizei zu ziehen, und im Mai 1811 forderte man sie vor die Präfectur, um ihr Eröffnungen in dieser Beziehung zu machen; Herr Pasquier mag sich erinnern, mit welch' würdevoller Haltung solch' unmoralische Vorschläge aufgenommen wurden.

Paris unterwarf sich den Fremdlingen, und die Söhne des heiligen Ludwig bestiegen den Thron ihrer Väter. Das Cabinet der Straße Tournon sah die Zahl seiner Besuche sich vermehren; erhabene Personen beliebten, sich bei der Sibylle Raths zu erholen.

Bis dahin hatte Mademoiselle Lenormand dem Publikum ihr Orakel nicht vertraut. Im Jahre 1815

ergriff sie die Feder und schrieb einen Band: „Prophetische Erinnerungen einer Sibylle," worin sich Worte der Seherin finden, die ein richtiges Urtheil und ungemeinen Scharfblick verkünden. Nach den Ereignissen der hundert Tage priesen ihre Adepten die zuvor veröffentlichten Weissagungen.

Während der hundert Tage soll Napoleon, bald nach seiner Ankunft in Paris, den Gedanken gefaßt haben, Mademoiselle Lenormand eine heilsame Zurückgezogenheit angedeihen zu lassen, und gab deshalb seinem Polizeiminister die nöthigen Befehle, die aber auf eine von diesem ausgehende Vorstellung nicht vollzogen wurden.

Zwei Monate später widmete Mademoiselle Lenormand dem Andenken an Josephine eine Denkschrift und wagte es dem, der ihr Gemahl war, vorzuwerfen, daß er ihrer Asche kein ehrendes Denkmal setze. Diese Brochüre wurde Napoleon vorgelegt; nach einem Moment des Unmuths rief er in Gegenwart mehrerer Personen aus: „Sie ist die Einzige, die mich den Verlust, den ich erlitten, wirklich kennen gelehrt hat." Man bemerkte, daß er einige Stunden traurig und niedergeschlagen blieb.

Dieser Schrift folgte bald nach Rückkehr der Bourbonen ein Werkchen, betitelt: „Die Sibylle am

Grabe Ludwig XVI. und die Fortsetzung der prophetischen Erinnerungen."

Die Bourbonen gaben der Geistlichkeit ungesäumt ihren politischen Einfluß zurück; Mademoiselle Lenormand sah sich vernachlässigt; ihr Salon war nicht mehr das Haupt-Rendez-vous der hohen Notabilitäten. Sie versuchte es, die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf sich zu ziehen und begab sich im Jahre 1818 zum Congresse nach Aachen. Einige Begegnisse auf ihrer Reise boten der Presse Gelegenheit von ihr zu sprechen; anfangs bekam sie mit der belgischen Douane Streitigkeiten, und später, als sie 1819 ein Werk: „die Sibylle auf dem Congresse zu Aachen" herausgegeben hatte, sah sie sich den Verfolgungen der Behörden des Königs der Niederlande ausgesetzt. Am 21. Februar 1821 verhaftete man sie in Brüssel unter dem Vorwande, sie habe sich gerühmt, sie pflege Umgang mit dem Geiste Ariel, besitze das magische Glas, den köstlichen Talisman, einen Pfeil von Abaris u. s. w. und habe auch ihre Kunst in dieser Stadt geübt. Mademoiselle Lenormand wurde vor das Tribunal von Löwen gebracht, wo man sie zu einjährigem Gefängnisse und einer starken Geldbuße verurtheilte. Dieses Urtheil kassirte der oberste Gerichtshof in Brüssel, und Mademoiselle Lenormand sah sich im Triumph mitten durch die ganze Bevölkerung dieser Stadt getragen.

Außer den bereits erwähnten Werken gab Mademoiselle Lenormand, ungefähr um dieselbe Zeit, die Memoiren der Kaiserin Josephine heraus, welche gewiß die Billigung der Freunde dieser Frau verdienen; die Gegner der Herausgeberin suchten aber dieser allerlei Schmähungen und Zänkereien zu bereiten; man nannte sie unfähig, solche Memoiren zu schreiben; behauptete, sie lasse sich ihre Arbeiten von Andern verbessern oder gebe wohl gar nur ihren Namen zu fremden Werken; der belgische Prozeß war für Mademoiselle Lenormand eine treffliche Gelegenheit, den wahren Werth aller dieser Voraussetzungen und Erfindungen in das gehörige Licht zu stellen. Wenige Rechtsgelehrte mochten im Stande gewesen sein, den Debatten in dieser Angelegenheit eine bessere Wendung zu geben, als diese Sibylle es vermochte, und ihre geistreichen Improvisationen lassen sich als ein wahres Muster im sarkastischen Genre betrachten.

Wenige Tage nach dem Tode Ludwig XVIII. gab Mademoiselle Lenormand eine Brochüre heraus: „der Schutzengel Frankreichs am Grabe Ludwigs XVIII." Es ist dieses ein apologetisches Werk über das Leben und die Ansichten dieses Fürsten, in welchem sich Prophezeihungen finden, die durch die Schwäche Karl's V. und die Unfähigkeit seiner Minister zu Lügen gemacht wurden. Dafür rächte sich Mademoiselle Lenormand

gewissermaßen zwei Jahre später in einer Brochüre, die den Titel führt: „Katharinen's Schatten am Grabe Alexander's I." In dieser Schrift weissagt die Sibylle ganz deutlich, daß der Herzog von Orleans die Krone tragen werde; dann blieb sie stumm, bis die Ereignisse von 1830 ihre Prophezeiung gerechtfertigt hatten. Von dieser Zeit an ließ sie nach und nach erscheinen: „das rothe Männchen im Schlosse der Tuillerien, der Schatten Heinrich's IV. im Palais Orleans, das Manifest der Götter über Frankreichs Angelegenheiten, der Schatten Sr. Hoheit des Prinzen Condé an seinen Pathen den Herzog von Aumale."

Was man auch denken mag, Mademoiselle Lenormand blieb eine durch ihre tiefe Bildung und den Muth in ihrem ganzen Benehmen eine merkwürdige Frau. In mehreren Schriften erklärt sie, sie werde das hundert und achte Jahr überleben, was auch wirklich der Fall war.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die Kaiserin Eugenie hat in der That in mancher Beziehung mit der Kaiserin Josephine Aehnlichkeit, sie hat sie auch darin, daß sie, wenn auch keine Mademoiselle Lenormand, so doch andere Weissager und Wahrsager in ihrer Nähe hat, welchen sie unbedingt Glauben schenkt.

Man sieht auch hierin, daß sich in Paris unaufhörlich das Alte wiederholt. Diese Stadt hat soviel Geschichte erlebt — daß eben nicht gut etwas Neues erstehen kann. Es ist Alles schon dagewesen, ist der Refrain von Paris. Und wie viele Mühe der Empereur sich auch geben mag, daß das Alte, — insofern es seiner Dynastie nicht frommt, — nicht wiederkomme, so wird es dennoch kommen, wenn auch keine Mademoiselle Lenormand vorhanden ist, die es vorherkündigt.

Da stehe ich so eben vor der kleinen Mansarde, wo der vielleicht einzig ächte und wahre Demokrat, Béranger, in stiller Zurückgezogenheit, man könnte sagen, sich vor seiner eigenen Berühmtheit verbergend, lebte. Sehr richtig heißt es in einem herrlichen Artikel, welcher dem Verfasser zur höchsten Ehre gereicht, und wie kein anderer in unserer Zeit den Geist ächter Demokratie athmet:

Béranger's Chansons sind der klarste Reflex dessen, was von Begriffen, Meinungen, Vorurtheilen, Affecten undeutlich und wunderlich verschlungen auf dem Grunde des französischen Nationalherzens sich bewegt, und haben dieses zur durchgängigen Folie; sie sind nicht freie Erfindung der Fantasie, der Dichter hat nur das im Volke bereits im Munde oder im Herzen steckende Wort ausgesprochen, und das Volk

erkannte und schmeckte die Wahrheit darin. — — —
Er hat unter manchen Verfassungen und Regierungen gelebt, unter dem ersten Kaiserreich, unter der Restauration, unter der Julidynastie, unter der zweiten Republik und unter dem zweiten Kaiserreich: nie ist er von seiner ursprünglichen Richtung abgewichen und etwas Anderes geworden, als was er gleich bei seinem ersten Auftreten war, nämlich eine Art öffentlicher Meinung in Fleisch und Knochen, wenn man sich so ausdrücken darf, die von Jedermann gern wie ein Orakel befragt wurde und Keinen mit ausweichender Antwort gehänselt hat. — — —

Selten ist einem berühmten Mann bei seinem herannahenden Ende der innigste Antheil und die zarteste Aufmerksamkeit mit einer solchen Einstimmigkeit bezeigt worden. Vierzehn Tage lang sprach ganz Paris von Béranger's letzter Krankheit. Jeden Morgen und Abend wallfahrten Leute aus allen Ständen nach dem alten Herrenhause in Marais, wo der große Dichter ein kleines, zu den ehemaligen Dienerzimmern gehöriges Logis bewohnte. Einzelne Gruppen blieben vor dem Hause stehen, die Ein- und Ausgehenden befragend und auf tröstlichen Bescheid wartend; Andere traten leise und behutsam, damit das Geräusch ihrer Anwesenheit ja nicht bis an das Krankenbett hindringe, in den Hof und schrieben ihre Namen in das Register,

welches hier auf einem Tische auslag. Hätte die Regierung aus Béranger's Begräbniß keine Staatsceremonie gemacht und den Zudrang der ungebetnen Trauergäste nicht mit einem Truppengehege von 50,000 Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie abgewehrt, die das obrigkeitliche Verbot jeder mißliebigen Betheiligung und Aeußerung von Seiten des Volks mit Nachdruck unterstützte, so wären bei der Sitte pariser Leichenbegängnisse, wo Jeder, der will, sich in seiner gewöhnlichen Kleidung anschließt, wie ihn der Zug gerade auf der Straße trifft und an eine Rangordnung also gar nicht zu denken ist, sicherlich Hunderttausende dem Sarge gefolgt und auf dem Wege auf dem Kirchhofe, wie am Grabe vielleicht manche polizeiwidrige Ausbrüche von der Stimmung im Volke laut geworden. Denn das Volk kannte Béranger und wußte, was es an ihm besaß. Er war seit dem Anfang der Restauration sein Abgott und noch in letzter Zeit mehrmals der Gegenstand öffentlicher Huldigung. In den kurzen republikanischen Flitterwochen nach der Februarrevolution, wann er bisweilen bei den dermaligen Festen und Aufzügen erschien, schallte aus den dicksten Haufen der Blousenmänner wiederholtes Vivatrufen, und ganz besonders wurde ihm und Lamartine rauschender Beifall zugejauchzt von den Bürgersleuten, die plötzlich aus liberalen Monarchisten sich zu Re-

publikanern umgestimmt hatten und ganz ehrlich meinten, daß Gewerbe und Eigenthum mit einem Präsidenten so gut und sicher bestehen könnte, als mit einem Könige.

Nach den Julitagen von 1830 machte Béranger's bekränzte Büste die Runde auf allen Bühnen der Hauptstadt bei unendlichem Jubel des Publikums, wobei die Provinzen mit einschrien, und ganz Frankreich beklatschte den Vater der Revolution. Unter der Restauration wurde zwar gegen Béranger's politische und moralische Grundsätze sehr geeifert und auch von Gerichtswegen eingeschritteu, aber selbst die royalistischen Parteien vergriffen sich nicht an seiner poetischen Unantastbarkeit, die ein halbes Jahrhundert sich bewährt.

Béranger's Jugend und Erziehung oder vielmehr Erziehungslosigkeit beweist, wie das Gute und Edle im Menschen sich selbst Bahn bricht, und oft gar keine Erziehung besser ist, wie eine schlechte. Béranger wurde bei seinem Großvater, einem Schneider, erzogen, in die Schule wurde er nicht geschickt und auch im Hause erhielt er keinen Unterricht. Kaum lernte er lesen und trieb sich von Morgen bis Abend mit Kindern seines Alters auf der Gasse herum. Als echter pariser Gamin war er bei der Einnahme der Bastille, die er vierzig Jahre später besingen sollte. Als die

Revolution eine bedenkliche Wendung nahm und beständige Aufläufe die Straßen der Hauptstadt verwahrlosten Kindern sehr gefährlich machten, wurde der Knabe zu einer Tante in die Picardie gesandt. Die Tante war eine sehr strenge und fromme Frau. Sie hielt den Neffen vor Allem zur Erlernung des Katechismus an, wovon jedoch der Knabe keineswegs sehr erbaut war. Der Knabe stöberte nach andern Weisheiten herum und war so glücklich, in irgend einem Winkel den Telemach, die Tragödien von Racine und Voltairs Briefwechsel zu finden. Das übte seine Wirkung auf den empfänglichen Knaben. Eines Tags, bei einem heftigen Gewitter, stand er in der Stube am Fenster und sah zu, wie es blitzte, während seine Tante, so oft es donnerte, sich bekreuzte und allenthalben Weihwasser hinsprengte. Mit einem Male gehen Thüre und Fenster krachend auf; Béranger fällt vom elektrischen Schlage getroffen bewußtlos zu Boden und bleibt einige Zeit sprachlos gelähmt. Als er endlich aus seiner Betäubung erwacht, die Augen wieder aufthut, und die Tante an dem Bette, wo man ihn hingelegt, knien sah, war es sein erstes Wort: „Nun, wozu ist denn dein Weihwasser nütze?“ Eine so unchristliche und bei einem Katechismusschüler so ungewöhnliche Aeußerung war der gut katholischen Tante verdächtig; sie durchsuchte die Kammer des un-

gläubigen Jungen und fand die Bände von Voltaire. Aus der Gegenwart dieser verdammten Bücher erklärte sich Alles, das Einschlagen des Gewitters und der Spott des jungen Menschen, und nachdem diese verführerischen und ketzerischen Schriften beiseite geschafft, blieb dem Knaben nichts, als sein Katechismus. Nach der Confirmation blieb Béranger noch einige Zeit bei seiner Tante und half die Gäste bedienen, denn die gute Frau hatte eine Restauration. Dann kam er in das patriotische Institut zu Péronne, eine Erziehungsanstalt, die nach revolutionärem Zuschnitt eingerichtet war. Hier lernte er weder Latein noch Griechisch, wurde aber ungemein bewandert in der Theorie der Menschenrechte und in den Lehren von der Staatsverfassung und bürgerlichen Gesellschaft, wie sie damals in allen Clubs und Schulen vorgetragen wurde. Seine verständige Tante fühlte das Mangelhafte und Verderbliche einer solchen Schulbildung, aber um sich nicht als Aristokratin verdächtig zu machen, wagte sie es nicht, ihn aus dieser Schule zu nehmen. Endlich brachte sie den kleinen Demagogen zu einem Buchdrucker in die Lehre. Der Prinzipal gewann den Knaben, trotz seiner mangelhaften Schulbildung, wegen seiner guten Anlagen sehr lieb, und sorgte für seine weitere Ausbildung.

Von nun an war der Lauf des jungen Mannes

entschieden. 1798 ging er wieder nach Paris und lebte einige Jahre zwangslos und vergnügt. Er spottete seiner Armuth und sang und dichtete nach Herzenslust. Endlich aber gerieht er doch in die Enge, seine Armuth wuchs ihm sozusagen über den Kopf. Der Hungertod war ihm ein keineswegs beneidenswerthes Ziel. In seiner Noth wandte er sich an den Bruder des ersten Cousuls, Lucian, dem er ein Pack seiner Gedichte schickte und sein herbes Schicksal klagte. Lucian lud ihn zu sich ein und versprach ihm seinen Schutz und seine Freundschaft. Aber Béranger's großmüthiger Beschützer gerieth nur zu bald mit seinem Bruder, der im Begriffe stand, sich die Kaiserkrone aufzusetzen, in Zerwürfniß und verließ Frankreich. Béranger gab seinen Freund schon auf, als ein Schreiben von Lucian anlangte, in welchem er Béranger gegen jeden Mangel sicher stellte.

Eine kleine Verwaltungsstelle an der Universität, welche er schon 1809 erhielt, behielt er auch nach der Restauration. Ein höherer Platz in der kaiserlichen Censur wurde ihm während der hundert Tage angetragen, allein mit Gelächter ausgeschlagen. Trotz jener abhängigen Stellung erwacht jetzt in ihm der rebellische, gallische Geist, richtet in seinen ferneren Liedern unerschrocken die feingespitztesten satyrischen Pfeile gegen die Invasion, wie gegen den zurückge-

kehrten Adel des Faubourg St. Germain und besingt und beklagt in rührenden Tönen den glänzenden endlich doch untergegangenen kriegerischen Ruhm des Vaterlandes. Der leichtfertige anmuthige Anakreon ist nun plötzlich, in patriotischer Begeisterung, zum flammenden Tyrtäus geworden und erhebt sich in den politischen Gesängen aus jenen Tagen zum allerhöchsten lyrischen Schwung.

Die erste, 1815 erschienene Sammlung freier Lieder trug ihm eine derbe Rüge von der ihm vorgesetzten Behörde ein. Unbekümmert darum sang er weiter, allein an dem Tage, an welchem 1821 seine zweite am meisten politische Opposition enthaltene Sammlung erschien, gab er freiwillig seine Entlassung ein.

Zu derselben Zeit bildete sich ein Sing- und Trinkverein, der sich nach dem Wirthshause, wo er seine Zusammenkunft hielt, Verein von der grünen Mühle nannte und Béranger zum Präsidenten wählte. Nicht so strenge und vornehm bei der Aufnahme seiner Mitglieder wurde dieser Verein bald sehr zahlreich und das Wirthshaus viel zu enge für den Zuspruch. Man stellte Tische ins freie hinaus und sang Lieder von Béranger. Der Sänger wurde beschuldigt, daß er das Volk zu demagogischen Umtrieben verleite und gegen das Königsthum aufhetze. Seine Liedersamm-

lung wurde mit Beschlag belegt, und Béranger von den Assisen zu drei Monate Gefängniß und 500 Fr. Geldbuße verurtheilt. In seiner Haft sang der kühne Sänger lustig weiter. Nachdem er wieder frei geworden war, ließ ihm Jacques Lafitte eine Stelle anbieten, die Béranger jedoch nicht annahm. Er, der Dichter, konnte vom Ertrag seiner Muse jetzt ganz anständig leben. Seine Popularität war jetzt größer als je. Seine vierte Liedersammlung, welche gegen Jesuiten und andere Nachtvögel tüchtig zu Felde zog, trug ihm abermals eine Anklage und Verurtheilung ein. Dies mal lautete der Spruch der Gerechtigkeit auf neunmonatliches Gefängniß und 10,000 Fr. Geldbuße. Doch Jacques Lafitte eröffnete in seinem Bureaux eine Nationalsubscription und die Geldstrafe war durch freiwillige Beiträge schnell gedeckt.

Im Jahre 1830 hielt Béranger seine Rolle für ausgespielt und zog sich in die Einsamkeit zurück. Er lebte von nun an in bescheidener Verborgenheit, verweigerte den Eintritt in die Julikammern mit der Frage: „was sollte ich Ihnen singen, sie schwatzen schon allzuviel“, verschmähte den mehrfach angetragenen Sitz der Akademie, verzichtete auf das Mandat als Volksvertreter, mit welchem ihm 1844 204,471 Stimmen in die konstituirende Versammlung beriefen und erst kurz vor seinem Tode, hat der alte opposi-

tionelle Geist wieder einmal aus ihm geredet in seinem berühmten Liede an die Studenten, welche ihm und der Freiheit ein Hoch gebracht hatten und dafür officiell eine Zurechtweisung erhalten hatten.

Béranger hatte, wie bereits erwähnt, die größte Noth, so still und einsam leben zu können, als er wollte. Von einer Unmasse lästiger Besucher überlaufen, zog er zuerst vor die Stadt hinaus nach Passy, war aber selbst noch zu nahe an Paris, als daß er nicht hätte geplagt werden sollen von dem Schwarm von Zudringlingen die mit jedem berühmten Manne prahlen und oft mehr aus Eitelkeit als aus Begeisterung berühmten Männern zur Last fallen. Er verbarg sich in Fontainebleau, und da auch hier die Nähe der Hauptstadt ihn zu schwer drückte und zu viel kostete, so verlegte er seine Residenz nach Tours. Eine von den Ursachen dieses häufigen Wechsels und Versteckspielens mit seiner Wohnung war sein unwiderstehlicher Hang zum Leihen und Geben. Das bisher bei ihm eingekommene Geld und Silber schien immer im flüssigen Zustande, es lief zwischen seinen Fingern hindurch, und um mit seiner Einnahme nicht ganz auf den Sand zu gerathen, floh er vor den rücksichtslosen Borgern und Bettlern, die durch seine Gutherzigkeit und Großmuth in Verwaltung eigener Gelder verwöhnt worden waren zu einem per-

manenten Anleihen und offenen Credit bei seiner Casse.

Béranger selbst nahm von Niemandem etwas an, und lebte bis an sein Ende einzig und allein von dem Ertrage seiner Werke. Die Kaiserin Eugenie hatte ihm eine Rente anbieten lassen, die sie ihm jährlich auszahlen wollte. Béranger schlug es aus. Auch den Orden der Ehrenlegion hatte er ausgeschlagen, der ihm unter Louis Philipp zugesandt worden.

Wahrlich, wenn man auch bedauern muß, daß ein Land wie Frankreich nicht viele solcher Dichter hatte, welche entfernt von jeder Eitelkeit, gerade, unbestechlich, der Freiheit treu, so ist es doch immer ein schönes Zeichen, daß ein einziger solcher Mann unter den Franzosen auferstehen konnte. Das Kaiserreich hatte an diesem einen Mann genug; und wie sehr der Empereur selbst noch den todten Sänger — vielleicht mehr als den Lebendigen — fürchtete bewies sein Leichenbegängniß.

„Béranger starb am 16. Juli 1857 um 5 Uhr Abends. Schon am andern Morgen fand seine Beerdigung statt. Ungeachtet dieser kurzen Frist drängte sich doch eine unermeßliche Volksmenge in die Nähe der Straßen, wo der Zug durchgehen sollte; so schnell hatte sich die Todesnachricht allenthalben ver-

breitet. Viele Frauen und Männer trugen als Trauerzeichen ein Bouquet, halb von gelben, halb von schwarzen Immortellen vor der Brust und hielten Kränze von eben solchen Blumen in der Hand, um sie auf's Grab zu werfen. Hausirende Krämer verkauften kleine Büsten von Béranger und eine Denkmünze mit seinem Bildnisse auf der einen Seite, und auf der andern mit der Inschrift: „A. Béranger, le poéte national, l'honnête citoyen". Alle Zugänge zu dem Leichenhause in der Rue de Vendome waren im weiten Umkreise abgesperrt, nur Personen mit Einladungsschreiben wurden durchgelassen. Um zwölf Uhr setzte sich der Leichenwagen in Bewegung zwischen einem doppelten Gehege von Truppen. Vorauf ging ein Rudel Polizeisoldaten und eine Schwadron Stadtgardisten zu Pferde mit dem Oberst, Stab und Trompetern; sodann folgten zwei Wagen mit Geistlichen; ein zweiter Haufen Polizeisoldaten; die Trommelschläger der Stadtgarde zu Fuß; der Leichenwagen von zwei Pferden gezogen, über und über mit Lorbeerzweigen, Palmen und Kränzen besäet. Das Trauergeleit führten Herr Vermes, Professor der Rechte an der Universität zu Toulouse, der eine Nichte Béranger's zur Frau hat; zwei Vettern des Verewigten, der eine ein Buchdruckergehülfe, der andere ein Unteroffizier. Herr Antier, einer von Béranger's ältesten

Freunden, und Herr Perrotier, sein Verleger. Hinter dem Leichenwagen kamen: ein kaiserlicher Hofwagen mit einem Adjutanten des Kaisers und dem Cabinetssecretair der Kaiserin, eine Schwadron Husaren; ein Peleton Polizeisoldaten. Der Wagen des Seine-Präfekten mit dem Generalsecretair dieses Staatsbeamten; dann sieben Trauerwagen mit den zum Leichenbegängniß speciell und officiell eingeladenen Personen. Auf der ganzen Wegstrecke wimmelten die benachbarten Straßen von oben bis unten mit Menschen vollgepfropft, die Häuser hingen bis an die Schornsteine voll, und alle Mauern waren besetzt mit Leuten, welche den Zug vorbeikommen sehen wollten. Von Schreien und Rufen vernahm man nichts, als daß das Volk mit einem „honneur à Béranger"! dareinfiel. Als der Zug am Père Lachaise ankam, wurden nur die Leichenwagen in den Kirchhof hineingelassen, dessen Thore gleich dahinter zurasselten. In der großen Allee, wo die Grabmäler der Marschälle Massena, Lefevre, Suchet prangen, hielt der Zug still; der Sarg wurde heruntergenommen und von Trägern nach der Gruft Manuels gebracht, wie Béranger gewünscht hatte. Das Volk wartete vor dem Thore des Kirchhofs bis der Leichenwagen zurückkam und theilte sich brüderlich in die Immortelen und Lorbeeren, womit derselbe bestreut

war und wovon jeder ein Blättchen haben wollte. Die Kirchenfeier endigte ohne patriotische Reden und Herzensergüsse. Die Augen vieler Bürger, welche weinten, waren die besten Lobreden, die man dem Erblaßten halten konnte.

Wahrlich konnt es der Imperialismus bündiger und lauter verkünden, daß er wahrhaft freie Bürger zu fürchten habe, daß er sie selbst im Tode hüten müsse, damit das leicht entzündbare Volk von Frankreich nicht elektrisirt werde? — Ja, das gerade ist's, die Elektricität, dieses kaum sichtbare, kaum sich bemerkbar machende Feuer, welches schon so oft das Volk bis zum höchsten Paroxismus entzündet hat, wird auf die behutsamste Weise von dem Empereur überwacht. Das Leichenbegängniß des großen, edlen Béranger hat den Imperialismus mehr verdammt, als es die beredetste Zunge, als es die feurigsten und kühnsten Lieder des zu Grabe getragenen Dichters vermochten.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Das napoleonische System, sagt der geistreiche Mundt, lebt in dem Geiste des gegenwärtigen Kaisers der Franzosen keineswegs als eine rohe Gewalt-Construction, sondern es beruht, wie sehr auch die von

ihm herbeigeführten thatsächlichen Zustände dagegen streiten mögen, auf einer ideellen Basis, die von Napoleon III. mit einem gewissen Tiefsinn und mit schwärmerischen Ernst ergriffen und ausgebildet worden ist.

Schon unter den Drangsalen seiner ersten Jugend und in den merkwürdigen Entwickelungskämpfen, die Louis Napoleon durchzumachen hatte, beschäftigte er sich damit, die napoleonische Idee zu finden und seine Werke, die zuerst im Jahre 1848 gesammelt erschienen, enthalten darüber die eigenthümlichsten Geständnisse und Begründungsversuche. Man wird einst auf diese in vieler Beziehung den Stempel der innern Aechtheit an sich tragenden Aeußerungen zurückkommen müssen, um eine historische Erscheinung wie die Napoleon's III., die durchaus nicht nach dem Typus einer alten und traditionellen Despotie in der Geschichte zu bemessen ist, in ihren innersten Gründen und Voraussetzungen richtig beurtheilen zu können. Die napoleonische Idee ist aber wesentlich ein Gedankenbild Napoleon's III. Sie ist der Geist, der ihm aus dem Grabmal von St. Helena emporgestiegen, als er an demselben alle seine heißen Zukunftsgedanken untergehen ließ, und dieser Geist offenbarte es ihm wie ein Vermächtniß des todten Heldenkaisers, daß die Welt ihren schöpferischen Mittelpunkt, aus dem sie sich

neu gestalten, ordnen und dauernd befestigen werde, in der Idee des Napoleonismus gefunden habe.

Diese Offenbarung konnte aber Louis Napoleon nur mit Hilfe eines verschmitzten combinatorischen Verstandes, der seinem fanatischen Glauben an sich selbst und seine Bestimmung das Gleichgewicht hielt, aus dem Leben Napoleon's I. schöpfen. Der Macchiavellismus, mit dem er ein napoleonisches Evangelium zurecht machte, war aber ursprünglich noch mit vielen unschuldigen und zarten Jugendträumen durchflochten und nahm von denselben einen gewissen Schmelz der Wahrheit an, mit dem Louis Napoleon die sogenannte napoleonische Idee zu verklären und feierlich zu zeichnen wußte. Napoleon war ihm der politische Messias der Völker, der auf den rauchenden Trümmern der Revolution erschienen war und dort, nachdem er das Chaos gelichtet, die Wahrheiten von den Leidenschaften gesondert und das Lebensfähige von dem Todeswürdigen geschieden, die große moderne Synthese gefunden und verkündigt hatte, durch welche die beiden großen, bisher mit einander kämpfenden Principien der modernen Welt, nämlich die Freiheit und die Nothwendigkeit, die Autorität und die Selbstbestimmung, versöhnt und zu einem einheitlichen schöpferischen System des Völker-Glückes in einander verschmolzen werden sollten.

Wenn Louis Napoleon seinen Onkel im eigentlichen Sinne des Wortes für den modernen politischen Messias erklärte, so hatte auch er ein Gedankenbild, in welchem er, gleichwie einst der Teufel von den Zinnen des Tempels dem Erlöser die Welt zeigte und anbot, den großen Napoleon zu ihrem executor testameint ernannte.

Wie aber hat der jetzige Empereur den Messianismus der napoleonischen Idee begründet?

„Aus allen politischen Erschütterungen," sagt Louis Napoleon, „hebt sich eine moralische, progressive, civilisirende Idee hervor. Die napoleonische Idee ist aus der französischen Revolution wie Minerva aus dem Haupte Jupiters hervorgestiegen: den Helm auf dem Haupt und ganz bedeckt mit Eisen. Sie hat gekämpft, um zu existiren, hat triumphirt, um zu überzeugen, sie hat unterlegen, um sich aus der Asche wieder zu gebären, darin ein göttliches Beispiel nachahmend!

Die napoleonische Idee besteht in der Wiederaufrichtung der französischen Gesellschaft, welche durch fünfzig Jahre der Revolution umgestürzt worden, in der Wiederherstellung der Ordnung und Freiheit (!), der Rechte des Volks (!) und der Prinzipien der Autorität.

In der Mitte stehend, zwischen zwei erbitterten Parteien, von denen die eine nur die Vergangenheit,

die andere nur die Zukunft sieht, nimmt sie die alten Formen und die neuen Prinzipien an.

Indem sie dauerhaft begründen will, stützt sie ihr System auf die ewigen Prinzipien der Gerechtigkeit und zerbricht unter ihren Füßen die reactionären Theorien, welche durch die Excesse der Parteien geboren worden sind.

Sie ersetzt das erbliche System der alten Aristokratien durch ein hierarchisches System, welches, indem es die Gleichheit zusichert, das Verdienst belohnt, und die Ordnung garantirt.

Sie findet ein Element der Kraft und der Stabilität in der Demokratie, weil sie dieselbe disciplinirt.

Sie findet ein Element der Kraft in der Freiheit, weil sie mit derselben ihr Regiment weise vorbereitet, indem sie erst breite Unterlagen feststellt, bevor sie das Gebäude aufrichtet.

Sie folgt nicht dem ungewissen Gang einer Partei noch den Leidenschaften der Menge; sie befiehlt durch die Vernunft, sie führt an, weil sie vorangeht.

Unter den politischen Coterien schwebend, erhaben über alles nationale Vorurtheil (!) sieht sie in Frankreich nur Brüder, die leicht auszusöhnen sind und in den verschiedenen Nationen Europas nur die Glieder einer einzigen großen Familie.

Sie schreitet nicht vorwärts, indem sie trennt und spaltet, sondern indem sie versöhnt, sie vereinigt die Nation, statt sie zu theilen. Sie giebt jedem die Verwendung, die ihm gebührt, die Stelle, die er seinen Fähigkeiten und seinen Werken nach verdient, ohne von irgend Jemand Auskunft zu fordern über seine Meinungen und seine politischen Antecedentien.

Da sie keinen andern Zweck hat, als das Gute, sinnt sie nicht darauf, durch was für künstliche Mittel sie eine schwankende Macht stützen kann, sondern nur durch welche Mittel sie das Land glücklich machen kann.

Sie legt nur Werth auf die Dinge, sie haßt unnütze Worte. Die Maßregeln, welche Andere zehn Jahre lang discutiren, führt sie in einem einzigen Jahr aus. Sie schwimmt mit vollen Segel auf dem Ocean der Politik, statt in einem morastigen Teiche zu bleiben, um da unnöthiger Weise alle Arten von Segelwerk zu probiren.

Sie weist jene Polemik des Tages zurück, welche den religiösen Discussionen des Mittelalters gleich, wo man sich für die metaphysischen Fragen über die Transsubstantiation des Blutes unseres Heilandes schlug, statt sich über die großen evangelischen Prinzipien zu verständigen. Auch erhebt sie niemals ihre Stimme,

um ein mikroskopisches Gesetz über eingebildete Garantien, reactionäre Absperrungen oder verstümmelte Freiheiten zu tadeln oder zu bewillkommnen.

Die napoleonische Idee zertheilt sich in so viele Zweige als das menschliche Genie verschiedene Phasen hat; sie will den Ackerbau beleben, sie erfindet neue Producte, sie entlehnt dem Ausland die Neuerungen, die ihr nützlich sein können. Sie ebnet Berge, durchschneidet Flüsse, erleichtert die Verkehrswege und nöthigt die Völker sich die Hände zu reichen.

Sie verwendet alle Arme und Intelligenzen. Sie geht in die Hütten, nicht mit den unfruchtbaren Erklärungen der Menschenrechte in der Hand, aber mit den nothwendigen Mitteln, um den Durst des Armen zu löschen, um seinen Hunger zu stillen und dazu hat sie noch eine Geschichte des Ruhms, welche die Vaterlandsliebe erweckt! Die napoleonische Idee ist wie die evangelische Idee (!), sie flieht den Luxus (!) und bedarf weder des Pompes noch des Glanzes, um durchzudringen und sich Aufnahme zu bereiten; nur in der äußersten Noth ruft sie den Gott der Armen an. Demüthig ohne Niedrigkeit, klopft sie an alle Pforten, empfängt Beleidigungen ohne Haß und ohne Rache und geht, ohne sich aufzuhalten, immer vorwärts, weil sie weiß, daß das Licht ihr vorangeht und daß die Völker ihr folgen.

Die napoleonische Idee hat das Bewußtsein ihrer Stärke und deshalb stößt sie die Corruption, die Schmeichelei und die Lüge, diese schlechten Hilfsmittel der Schwäche, von sich. Obgleich sie Alles von dem Volk erwartet, schmeichelt sie ihm nicht; sie verachtet diese Phrasen des demokratischen Kammerthums, mit denen man die Massen schmeichelt, um sich verächtliche Sympathien zu gewinnen, jenen Höflingen nachahmend, die dem großen König in seinem Alter Weihrauch streuten, indem sie die Vorzüge priesen, die er doch nicht mehr besaß. Ihr Zweck ist nicht, sich eine Popularität zu schaffen, indem sie kaum erloschenen Haß wieder entzündet und gefährlichen Leidenschaften schmeichelt; sie sagt Jedem, sei er König oder Tribun, reich oder arm, was sie denkt, sie bewilligt Lob oder schleudert Tadel, je nachdem die Handlungen löblich oder verachtungswürdig sind.

Die napoleonische Idee hat sich seit langer Zeit die Sympathie der Massen erworben, weil die Empfindungen bei den Völkern dem Raisonnement vorangehen, weil das Herz fühlt, bevor der Geist begreift.

Als die christliche Religion sich verbreitet, nahmen die Nationen sie an, bevor sie die ganze Tragweite ihrer Moral begriffen hatten. Der Einfluß eines großen Genies ist gleich dem Einfluß der Gottheit, ein Fluidum, welches wie die Electricität ausströmt, die

Einbildungskraft beflügelt, die Herzen klopfen macht und fortreißt, weil sie die Seele bewegt, noch bevor sie überzeugt.

Diesen Einfluß, welchen sie auf die Massen ausübt, will sie benutzen, nicht um die Gesellschaft umzustürzen, sondern im Gegentheil, um sie zu befestigen und zu reorganisiren. Die napoleonische Idee ist also ihrer Natur nach mehr eine Idee des Friedens als des Krieges, mehr eine Idee der Ordnung und der Wiederherstellung als des Umsturzes. Sie verkündet ohne Haß und ohne Galle die politische Moral, welche der große Mann zuerst begriffen hatte. Sie enthüllt diese großen Prinzipien der Gerechtigkeit, Autorität und Freiheit, welche man in den Zeiten der Verwirrung nur zu oft vergißt.

Indem sie vor allen Dingen überreden und überzeugen will, predigt sie die Eintracht und das Vertrauen und appellirt lieber an die Vernunft als an die Gewalt. Aber wenn sie, durch zu große Verfolgungen zum Aeußersten getrieben, die einzige Hoffnung der unglücklichen Bevölkerung und die letzte Zuflucht des Ruhms und der Ehre des Landes geworden, dann wird sie, sich wappnend mit dem Helm und mit der Lanze, und auf den Altar des Vaterlandes steigend, zu dem von so vielen Ministern und Rednern getäuschten Volk sagen, wie Saint Remy zu dem stolzen

Sicambon sagte: „Stoße Deine falschen Götter und Deine Bilder von Thon um; verbrenne was Du bisher verehrt hast, und verehre, was Du verbrannt hast.“

Man sieht, der Empereur hatte sich schon damals die Geschichte, d. h. sein Kaiserthum ganz hübsch zurecht gelegt. Louis Napoleon stellt also den Cäsarismus auf eine gleiche Stufe mit der göttlichen Vorsehung, und in der That, er hat sich zu einem Stückchen Vorsehung für Europa, und zu der ganzen für Frankreich gemacht. Welche Folgen diese neue Art Vorsehung haben wird, darüber freilich müssen wir die erste und höchste wirkliche Vorsehung befragen, welche allerdings auch aus der „napoleonischen Idee“ Louis Napoleon's III. das Bestmögliche zu machen wissen wird. Die Gegenwart sieht trübselig genug durch all diesen imperialistischen Schimmer hindurch.

VIII.

Schluß-Kapitel.

Die Geschichte der Könige ist die Geschichte der Völker; sagt der Abbé Gregoire im französischen Convent, das ist allerdings wahr, obwohl es keineswegs gut ist, dennn die Geschichte der Könige ist zumeist eine sehr traurige. Die Geschichte Frankreichs aber ist mehr eine Geschichte der Frauen, als der Könige, denn in keinem Lande der Welt übte und übt noch heute das weibliche Geschlecht einen solchen Einfluß aus, daß es in der That die Gesellschaft beherrscht und in allen Verhältnissen gewissermaßen die Oberhand hat.

Ob es in Frankreich unter dem zweiten Empire wirklich schlimmer geworden, das, — wir müssen es gestehen, — bezweifeln wir. Die Demi-Monde mag wirklich tonangebend sein, in dieser oder in einer andern Gestalt war die Frivolität doch immer in Frankreich einheimischer als irgendwo.

„Die frivol-französische Anschauung," sagt Johannes Scherr mit Recht, die deutschen mit den französischen Zuständen vergleichend, „welche in den adeligen Kreisen gang und gäbe, hatte wie noch gar manches Schiefe, Unerquickliche und Unvermittelte, eine ihrer Wurzeln in der bis zur kastenmäßigen Unduldsamkeit gehenden Sonderung der Stände".

Allerdings ist diese Sonderung namentlich in Frankreich durch das Kaiserthum gänzlich verwischt. Das moderne Courtisanenthum hat alle Ständeunterschiede aufgehoben, und in dieser Beziehung hat Frankreich wirklich aufgehört, aristokratisch zu sein.

Wie anders war es in der Rococozeit, obwohl auch diese als das Jahrhundert der Emancipation bezeichnet wird. Das Jahrhundert des Puders und der verschnörkelten Unnatur, sagt Scherr, aber auch ebenso gewiß das einer bis zum Sansculottismus und bis zur griechischen Nacktheit à l'Aspasia vorschreitenden Sehnsucht nach Natur. Das Zeitalter eines bis zu den äußersten Folgerungen ausgebildeten, zwischen Wahnwitz und Blödsinn schwankenden Despotismus aber auch das eines aufgeklärten Despotismus eines Friedrich und Joseph; eine Periode der Weltgeschichte, die mit dem Frevelwort des vierzehnten Ludwig: „L'état c'est Moi!" beginnt, aber mit der Begründung einer neuen Welt jenseits des

Oceans durch die Demokratie und mit der französischen Revolution schließt. Das Jahrhundert einer Pompadour und Dubarry, aber auch das einer Maria Theresia und Katharina, die Epoche einer Politik bronzestirniger und mühlsteinherziger Selbstsucht, einer Politik der Geheimtreppen, Hinterthüren, Oubliettes und der Bravostilets; aber auch die Epoche des Aufgangs der großen Freiheits- und Humanitäts-Idee: — ein Zeitraum, an dessen Anfang ein Czar Peter, in dessen Mitte ein Washington, an dessen Ende ein Napoleon steht. Das Jahrhundert des Jesuitismus, Pietismus und der Geheimbündemysterien, aber auch das der englischen Freidenker, der französischen Encyclopädisten und der deutschen Aufklärer und Illuminaten. Das Zeitalter des in Voltaire verkörperten verneinenden und zerstörenden Spottes und zugleich das der schaffenden und bauenden Begeisterung eines Rousseau und eines Schiller. Die Epoche der tiefsten Erniedrigung des deutschen Geistes und zugleich seiner herrlichsten Siegesflüge; dort Pastor Götze, hier Lessing und Kant, — dort Gottsched, hier Göthe. Das Jahrhundert der großen Abenteurer, Intrikanten, Projectmacher, Gaukler, Gauner und Schwindler, der Law, Münnich, Görtz, Alberoni, Clement, Patkul, der St. Germain, Cagliostro, Casanova, aber auch das der großen Bürger

wie Franklin und Pestalozzi und der heldischen Naturen wie Karl der Zwölfte, Friedrich der Einzige, Kosziosko, Mirabeau und Danton. Eine Epoche unterthänigsten Unterthanengefühls, aber auch des sturm- und drangvollsten Freiheitsdurstes, der schonungslosesten Skepsis und des rücksichtslosesten Cynismus, aber auch der unempfindsamsten Schwärmerei und des schwungvollsten Glaubens an das Ideal. Ein Zeitalter schmachvollster Entwürdigung deutscher Weiblichkeit in einer Kosel oder Gräweritz, und wieder ein Zeitalter der Glorification deutschen Frauenthums in Erscheinungen wie Louise von Preußen und Louise von Sachsen-Weimar.

Vertieft man sich in das Studium der Zustände früherer Zeit, so kann man nicht ohne der Gegenwart Unrecht zu thun, viel Lobes von deren Sittsamkeit machen. Schon beim flüchtigen Umwenden der Blätter in der Skandalchronik früherer Zeit steigt daraus ein die ganze Atmosphäre verpestender, aus Lüderlichkeit und Brutalität, Prunk und Bettelhaftigkeit, Raffinement und Bestialität widerwärtigst gemischter Mistdunst aus. Nur soweit es unsere Aufgabe schlechterdings verlangt, wollen wir einige Stellen aufschlagen, um Scenen an uns vorübergehen zu lassen, welche veranschaulichen können, bis zu welchem Grade die höfische Galanterie des Rococo der Zucht

und Scham ledig war, und wie in diese Galanterie sehr häufig die roheste Gemeinheit hinein spielte; ferner wie die brutale Sinnlichkeit der Männer sogar solche Frauen, welche auf Bewahrung ihrer Ehre hielten, den gemeinsten Zumuthungen bloßstellte, oder aber wie die Verdorbenheit der Männerwelt auch die Frauen nicht nur über die Schranken der Weiblichkeit, sondern der Menschlichkeit überhaupt hinauslockte.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

In dieser Hofluft voll Roheit und Schamlosigkeit waren Ehr- und Zartgefühl so unbekannte Dinge, daß Prinzen aus den besten Häusern keinen Anstand nahmen, abgebrauchte Maitressen zu heirathen. Sogar der gesellige Tact ging verloren und edle Fürstinnen mußten um nichtswürdiger Buhlweiber willen öffentliche Beleidigungen schweigend hinnehmen. So die Gemahlin August's des Starken, zur Zeit, als die berüchtigte Kosel, von Geburt eine Brockdorf aus Holstein, Favoritsultanin des Königs war. Bei Gelegenheit eines Besuches, welchen der König von Dänemark am sächsisch-polnischen Hofe zu Dresden abstattete, war die Königin, welche sonst zurückgezogen in Pretsch lebte, nach der Residenz gekommen, unter der Bedingung, daß die Kosel nicht in ihrer Gegen-

wart erscheine. Die übermüthige Buhlerin erschien aber dennoch, als die Herrschaften öffentlich speisten, alle anwesenden Damen durch ihren Schmuck überstrahlend. Der König von Dänemark führte sie auf einen Platz an seiner Seite und Gast und Wirth wetteiferten in Galanterie gegen die Maitresse, in Anwesenheit der rechtmäßigen Gebieterin des Hauses, welcher nichts übrig blieb, als sich zurückzuziehen. Aehnliche Beispiele ließen sich zu Dutzenden anführen. Die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts athmete in einer so ganz von Frivolität erfüllten Atmosphäre, daß es nicht selten war, vornehme Frauen zu sehen, welche im Strudel der Ausschweifung mit der Scham auch die Scheu vor dem Verbrechen eingebüßt hatten. Den schlagendsten Beweis für die tiefe Unsittlichkeit jener Zeit dürfte aber auch der Umstand abgeben, daß eine fürstliche Maitresse, die Gräfin Franziska von Hohenheim, in Württemberg als die Franzel oder „'s Franzeln“ des Herzogs Eugen Karl bekannt, öffentlich und während sowohl ihr rechtmäßiger Ehemann als auch die rechtmäßige Ehefrau ihres herzoglichen Liebhabers noch lebten, als der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten gefeiert wurde.

— — — — — — — — — — —

So stand denn auch in der deutschen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts neben der frivolen, auf

bourbonischem Fuß organisirten Welt die fromme des Pietismus, deren Bewohner freilich nicht selten in ihren sittlichen oder vielmehr unsittlichen Schlußzielen mit den Bekennern der französischen Mode-Philosophie zusammen trafen, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen. Die Revolution, welche die pietistische Idee in den Gemüthern erzeugte, wühlte in ihrem Fortgange den tiefsten Bodensatz der Unvernunft und Unsittlichkeit auf. Eine wilde Phantastik, eine wüste Mystik brach in die pietistischen Kreise hinein, namentlich in die volksmäßigen, wo die Gewöhnungen einer conventionellen Bildung keinen Dämpfer auf die Glut religiöser Ueberspannung setzten. Doch fehlte es auch in der vornehmen pietistischen Welt weder an Absonderlichkeiten noch an Gräueln.

Ein ganzer Schwarm von Sybillen, Seherinnen, Verzückten und Blutschwitzerinnen stand auf und diese Pietistinnen fröhnten unter dem religiösen Deckmantel nur allzuhäufig den gemeinsten Lastern.

Wahrlich nach solchen Schilderungen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens, haben wir eben keine Ursache das zweite Empire für den Verfall der weiblichen Sittlichkeit im gegenwärtigen Frankreich verantwortlich zu machen. Es ist eine neue Bezeichnung für die alte Sache, weiter nichts; und wir können nicht umhin

dieses Werk mit einer Parallele zu schließen, die ein geistreicher Schriftsteller in einem oft genannten Werke von Frankreich und Paris aufgestellt.*)

Das Paris von gestern ist nicht mehr das Paris von heute. In Paris wird Keiner alt, weil Paris selbst nicht alt wird.

Paris mausert an jedem Tage.

Wenn Paris stabil wird, ist Paris nicht mehr.

Wie Rom der Weltherrschaft bedurfte, um sich selbst zu beherrschen, wie London des Welthandels bedarf, um sich selbst zu ernähren, so bedarf Paris der Weltunruhe, um sich selbst zu beruhigen.

Paris ist nicht das Weib am Heerde, Paris ist eine Salondame.

Die Völker mögen wollen oder nicht, sie werden sich von dieser galanten Herrin nicht emancipiren.

In Allem, was Bewegung heißt, läuft Paris allen übrigen Städten den Rang ab.

Bewegung ist für Paris Lebensbedingung.

Aber gewiß ist nicht jede Bewegung Fortschritt.

Jedoch darum kümmert sich Paris nicht, es will sich eben nur bewegen, verändern, weiter nichts.

Darum sind die Resultate seiner Bewegung so

---

*) Retcliffe. Das Schwarze Buch von Berlin. 10 Bde. Leipzig. Gustav J. Purfürst.

unsolider Natur, darum giebt es so leicht wieder auf, was es so leicht erringt, darum vergeudet es seine Kräfte so leichtsinnig, weil es sie so leicht ersetzt.

Die Bewegung erschöpft sich wohl leicht, aber zuvor verhundertfacht sich ihre Kraft.

Deshalb wird Paris, — denn Paris ist Frankreich, — für die Ruhe Europa's stets gefährlich bleiben.

Es giebt nur zwei Schutzmittel gegen Paris.

Mitbewegung oder kein Paris.

Paris ist trotz so vieler, glücklicher Vorzüge, die unglücklichste Stadt der Welt.

Es sucht wie ein Verzweifelter, der Hand an sich selbst legen will, Zuflucht vor sich selbst.

Es glaubte sie zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Mitteln zu finden.

In dem Morde der Dynastie.

Aber man sah ein, wenn man einen König auf das Schaffot führt, muß man die halbe Nation mit hinaufführen, welche ihm anhängt.

Robespierre erschrack nicht vor dieser Consequenz, aber die Nation erschrack davor.

Diese blutige Consequenz hatte sich mit der Republik verschwistert und man haßte sie deshalb.

Man suchte Zuflucht vor sich selbst und warf dem vergötterten Manne des Ruhms die Kaiserkrone hin.

Napoleon kannte seine Nation.

Er sah es ein, daß er, um Frankreich zu beherrschen, die Welt beherrschen müsse.

Das ist das Geheimniß, warum dieser geniale Mann stets Alles auf das Spiel setzte, um nur Paris zu behaupten, und warum er Paris aufgab, weil ihm Europa verloren war,

Europa und Paris, aber kein Paris ohne Europa.

Dieses Paris, dieses Frankreich, übersättigt von seinem Ruhme, mußte sich abermals vor sich selbst retten. Es war nun lange genug Gebieter in Europa gewesen, es wollte einmal wieder Herr bei sich selbst sein.

Deshalb gab es den Kaiser fast gleichmüthig auf, den Ruhm konnte es ja dennoch behalten.

Bonaparte hatte sich selbst gemacht, aber den Napoleon hatte Paris gemacht.

Also wieder eine neue Bewegung, wie in der Mode so in der Politik.

Das Neue war alt geworden, man griff wieder zum Alten, um es neu zu machen.

Also die alte Dynastie wieder.

Aber die alte Dynastie konnte das Schaffot und die Guillotine nicht vergessen, sie konnte die Prinzipien nicht lieben, welche königliches Blut fließen gemacht hatten, die alte Dynastie wollte nicht neu werden.

Und durch die Pforte von St. Denis, durch welche Karl X. von tausendfachem „vive le roi“ begrüßt, eingezogen war, flüchtete er wieder — weil Paris sich wieder vor sich selbst retten wollte.

Die Republik von Robespierre stand noch in zu frischem Angedenken, um nicht vor ihr zu zittern.

Diesmal wurde nur der König gewechselt.

Noch einmal rief man:

„Le roi est mort, vive le roi!“

Paris glaubt das große Zauberwort gefunden zu haben, um sich selbst damit zu bannen.

Ein bürgerliches Königsthum hieß es, das soll uns glücklich, zufrieden machen.

Man hatte die Herrschaft des Adels vernichtet, jetzt herrscht das Bürgerthum.

Aber wie lange währte es, daß Paris einzusehen glaubte, daß es auch mit diesem Herrscherthum nichts sei?

Was blieb nun noch übrig?

Wenn es noch eine Regierungsform gäbe, welche Frankreich noch nicht gehabt hätte, ohne Zweifel hätte es sie angenommen.

So aber blieb nichts anderes übrig als die Republik.

Ein neuer Robespierre würde ohne Zweifel die alte Guillotine wieder eingeführt haben.

Lamartine jedoch wollte dnrch die Philosophie bewirken, was Robespierre durch die Guillotine bewirken wollte.

Alle Köpfe gleich machen, alle Ideen auf ein Prinzip richten.

Robespierre nahm allen Gegnern die Köpfe.

Lamartine wollte ihnen den seinigen geben.

Als wenn sein Kopf auf alle Schultern paßte.

Die Juni-Empörung hatte ihn anders belehrt und stutzig gemacht.

Frankreich war wieder einmal daran, sich vor sich selbst zu retten.

Es übergab sich einem tapfern Säbel und bald darauf einem großen Namen.

In Frankreich muß sich Alles wiederholen.

Das ist die Mode der Mode.

Wenn Frankreich seine Regierungsform wieder ändert, und es wird sie wieder ändern, was wird es dann sein?

Was Athen, was Rom, was Byzanz, was Genua, was Venedig, was Warschau wurde, als an die Stelle der Stetigkeit das Prinzip der Bewegung kam.

Wird Paris endlich aufhören die Stadt zu sein, welche Revolutionen zur Mode macht, ohne irgend einen reellen Gewinn zu erzielen?

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.